

Indogermanistik und Nationalsozialismus

Zentrale Aufgabengebiete der Indogermanistik (comparative philology, grammaire comparée, glottologia): auf der Grundlage einer philologischen Erschließung zumindest der jeweils älteren Sprachdokumente der einzelnen Zweige der idg. Sprachfamilie synchronische und diachronische Erforschung von Grammatik und Wortschatz der einzelnen Zweige sowie Rekonstruktion vorhistorischer Sprachzustände, letztlich Rekonstruktion von gemeinsamen vorhistorischen Vorstufen mehrerer (z.B. „Italokeltisch“, „Baltoslavisch“) oder aller („indogermanische Grundsprache“, „Urindogermanisch“, „Proto-Indo-European“) Zweige der idg. Sprachfamilie. NB: Keineswegs alle bedeutenden Indogermanisten haben sich dem Teilgebiet der Rekonstruktion verschrieben, insbesondere zwei Giganten der Indogermanistik haben dies nicht getan, nämlich Wilhelm Schulze (1863-1935) und Jacob Wackernagel (1853-1938), siehe etwa Bernfried Schlerath, Jacob Wackernagel und die indogermanische Sprachwissenschaft, in: Sprachwissenschaft und Philologie. Jacob Wackernagel und die Indogermanistik heute. Kolloquium der Indogermanischen Gesellschaft vom 13. bis 15. Oktober 1988 in Basel. Herausgegeben von Heiner Eichner und Helmut Rix, Wiesbaden, Dr. Ludwig Reichert Verlag 1990, 10-32; die rekonstruktiven Arbeiten bzw. Etymologien des großen „Junggrammatikers“ Hermann Osthoff (1847-1909) bezeichnete Wackernagel als „papieren“ bzw. „Papier“ (laut Auskunft von Schleraths akademischem Lehrer, dem Wackernagel-Schüler Herman(n) Lommel, l.c. 21). Das andere Extrem gab es übrigens auch; der seinerzeit durchaus berühmte rekonstruktive Indogermanist Herman(n) Hirt (1865-1936) war ein „erbärmlicher Philologe“, der ohne die Hilfe seiner wenigen Studenten nicht einmal Homer oder die gotische Übertragung des Neuen Testaments zu übersetzen vermochte (Bernfried Schlerath, Das geschenkte Leben. Erinnerungen und Briefe, Dettelbach, Röhl 2000, 148 bzw. 51).

Es ist evident, daß Indogermanisten, die sich auf diese ihre ureigensten philologischen und/oder sprachwissenschaftlichen Aufgabenstellungen beschränkten, eigentlich nicht in Versuchung geführt werden konnten, sich zumindest als Wissenschaftler in nationalsozialistischem Sinn zu den Themenkomplexen „Volk und Rasse“ zu äußern. Die NS-Rassentheorien hatten nun schon Vorläufer im 19. Jahrhundert besessen (zu nennen ist hier etwa der „Essai sur l'inégalité des races humaines“ des Grafen Gobineau, frz. Original 1853-1855), und die zünftigen Indogermanisten hatten es vor dem Aufkommen des Nationalsozialismus denn auch wirklich zuallermeist abgelehnt, ihre sprachlichen und philologischen Studien (zumindest explizit) mit Rassenspekulationen zu verquicken. Was die NS-Zeit selbst anlangt, so ist jedenfalls eine ganze Reihe von deutschsprachigen Indogermanisten besagter guter Tradition gefolgt, vgl. etwa schon (freilich jeweils nur recht cursorisch bzw. andeutungsweise) E. F. K. Koerner, *Ideology in 19th and 20th century study of language: A neglected aspect of linguistic historiography*, *Indogermanische Forschungen* 105, 2000, 1-26, hier 10, 18; Hans Henrich Hock, *Did Indo-European linguistics prepare the ground for Nazism? Lessons from the past for the present and the future*, in: Brigitte L. M. Bauer, Georges-Jean Pinault (Hrsg.), *Language in Time and Space: A Festschrift for Werner Winter on the Occasion of his 80th Birthday*, Berlin/New York, Mouton de Gruyter 2003 (*Trends in Linguistics, Studies and Monographs* 144), 167-187, hier 171-174; Hans Henrich Hock / Brian D. Joseph, *Language History, Language Change, and Language Relationship. An Introduction to Historical and Comparative Linguistics. Second revised edition*, Berlin/New York, Mouton de Gruyter 2009 (*Trends in Linguistics, Studies and*

Monographs 218), 18.4.5. The question of “race” and related problematic issues, 498-504, hier 501f.

Solche deutsche Indogermanisten hat übrigens Jonathan Littell, der offenbar hochgebildete Autor des rezenten die NS-Schreckenszeit thematisierenden Bestsellers *Die Wohlgesinnten*. Aus dem Französischen von Hainer Kober, Berlin, Berlin Verlag 2008 (Original: *Les Bienveillantes*, Paris, Gallimard 2006), zu einer Kunstfigur verdichtet: er läßt als Nebencharakter einen deutschen Sprachwissenschaftler namens „Leutnant Dr. Voss“ auftreten, der sowohl Indogermanist als auch Kaukasist ist (letzterer Umstand ermöglicht dem Autor eine Erwähnung von Georges Dumézil (1898-1986), dem französischen Sprachwissenschaftler mit dem zumindest im französischen Sprachraum vermutlich größten allgemeinen Bekanntheitsgrad) und sich einem SS-Mann, dem Ich-Erzähler „Hauptsturmführer Dr. Aue“ gegenüber höchst abfällig über die von diesem natürlich befürworteten nationalsozialistischen Rassentheorien äußert: „Ich habe Sie immer für einen intelligenten und vernünftigen Menschen gehalten, Aue. Selbst wenn wahr wäre, was Sie mir da sagen, so erklären Sie mir doch bitte, was Sie unter Rasse verstehen. Denn für mich ist das ein wissenschaftlich undefinierbares Konzept und daher ohne theoretischen Wert.“ [...] „[...]unsere größten Gelehrten haben sich mit dem Thema beschäftigt und darüber geschrieben. Das wissen Sie sehr gut. Unsere Rassenanthropologen sind die besten der Welt.“ Plötzlich explodierte Voss: „Das sind Scharlatane. Sie haben überhaupt keine Konkurrenz in zivilisierten Ländern, weil ihre Disziplin dort nicht gelehrt wird. Ohne den politischen Rückhalt hätten sie weder eine Anstellung, noch würden sie publiziert! [...] Diese Veterinärphilosophie, wie Herder sagte, hat der Sprachwissenschaft, der bis heute einzigen Geisteswissenschaft, die eine wirklich wissenschaftliche Basis hat, ihre Begriffe geraubt. [...] in Deutschland, das einst weltweit führend in der Wissenschaft war, wird Einsteins Theorie als jüdische Wissenschaft verunglimpft und ohne weitere Erklärung verworfen. Das ist ganz einfach absurd, es ist genau das, was man den Bolschewisten vorwirft, mit ihren eigenen Pseudowissenschaften im Dienste der Partei. Nicht anders verhält es sich mit der Sprachwissenschaft und der angeblichen Rassenanthropologie. In der Sprachwissenschaft hat die vergleichende indogermanische Grammatik beispielsweise eine Theorie der phonologischen Mutationen mit ausgezeichnetem Vorhersagewert entwickelt. [...] Das funktioniert und ist beweisbar. Folglich ist das eine gute Theorie, obwohl sie ständig erweitert, verbessert und vervollkommnet wird. Im Vergleich dazu besitzt die Rassenanthropologie überhaupt keine Theorie. [...] Alle Versuche, die Rassen biologisch zu definieren, sind gescheitert. [...] Leuten wie Hans Günther [...] kann ich nur sagen: Mist, alles Mist. Und wenn Sie sich an deren Kriterien halten, um über Leben und Tod von Menschen zu entscheiden, täten Sie besser daran, sie sich zufällig aus der Menge zu greifen, das Ergebnis wäre dasselbe.““ (S. 423-428 der dt. Üs.; im frz. Original S. 280-283.)

Über das Verhältnis einer wie oben definierten „Indogermanistik“ zum NS gibt es bislang allerdings weder eine Gesamtdarstellung in Form einer Monographie noch auch eine solche in Form eines umfänglicheren Aufsatzes; nur ganz cursorisch behandelt dieses Thema eine lange Fußnote in der Rezension

Martina Pesditschek / M.P., Näf Beat (Hg.), *Antike und Altertumswissenschaft in der Zeit von Faschismus und Nationalsozialismus*. Kolloquium Universität Zürich 14.-17. Oktober 1998. Mandelbachtal/Cambridge, edition cicero 2001 [...], *Die Sprache* 39, Heft 3 (Sonderheft), 1997 [2002], 128f. Aus dieser Fußnote geht jedenfalls schon hervor, daß sich, wie schon erwähnt, tatsächlich viele, aber eben doch nicht alle deutschsprachigen Indogermanisten gleichsam wie „Leutnant Dr. Voss“ verhalten haben.

Es ist offenkundig, daß sich IndogermanistInnen des deutschsprachigen Raumes diesem Thema – offensichtlich wegen der etlichen Ausnahmen vom „Voss-Schema“ – auch noch heute im allgemeinen nicht gerne stellen. So hat die nunmehr scheidende Indogermanistik-Ordinaria an der Universität Jena Rosemarie Lühr (eine Schülerin des SS-Mitglieds Karl Hoffmann) in ihrem Beitrag „Von Berthold Delbrück bis Ferdinand Sommer: Die Herausbildung der Indogermanistik in Jena“ (125-146) zum Sammelband „Die klassische Altertumswissenschaft an der Friedrich-Schiller-Universität Jena. Eine Ringvorlesung zu ihrer Geschichte. In Verbindung mit dem Präsidium der Akademie Gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt hrsg. von Meinolf Vielberg“, Stuttgart, Steiner 2011 (Altertumswissenschaftliches Kolloquium 23) den überzeugten Nationalsozialisten Walter Porzig von ihrer ausführlichen Darstellung der an der Universität Jena gewirkt habenden Indogermanisten einfach ausgenommen. Auch der Indogermanistik-Emeritus der Universität Saarbrücken Rüdiger Schmitt scheint eine Beschäftigung mit diesem Thema grundsätzlich abzulehnen, vgl. seine fundamentale Abrechnung mit einer ohnedies nur marginal einschlägigen und alles andere als inquisitorischen, vielmehr ironisch distanzierenden und durchaus einfühlsamen Monographie von Clemens Knobloch, Volkhafte Sprachforschung. Studien zum Umbau der Sprachwissenschaft in Deutschland zwischen 1918 und 1945, Tübingen, Niemeyer 2005 in Kratylos 52, 2007, 1-6. Der seinerzeitige (zuletzt) Berliner (FU) Ordinarius Bernfried Schlerath gloriert sich in seinen Memoiren „Das geschenkte Leben. Erinnerungen und Briefe“, Dettelbach, Röhl 2000, 289, an der FU ein projektiertes Tutorium mit dem Titel „Indogermanistik und Faschismus“, das er ausdrücklich als „diesen Unsinn“ abqualifiziert, verhindert zu haben. Was seine beiden akademischen (Haupt-)Lehrer anlangt, die er in diesem Band ausführlich porträtiert, erwähnt er die NSDAP-Mitgliedschaft von Franz Specht überhaupt nicht; über Herman(n) Lommel schreibt er 198 offenbar verharmlosend und Lommels nachträgliche Selbststilisierung kritiklos übernehmend: „Er hatte zwar eine kleine Monographie über den vedischen Gott Indra unter dem Titel „Der arische Kriegsgott“ im Jahre 1939 publiziert, aber diese Schrift hat nicht das geringste mit dem Nationalsozialismus zu tun. Lommel lehnte ihn strikt ab, war in den 20er Jahren Mitglied der SPD.“

Demgegenüber existieren mittlerweile für das Verhältnis der allermeisten anderen geisteswissenschaftlichen, in Sonderheit altertumswissenschaftlichen und philologischen Disziplinen zum NS bereits Monographien und/oder Sammelbände; in manchen von diesen kommen Indogermanistik und Indogermanisten immerhin marginal vor, und für einige wenige einzelne (meist weniger zentrale) Fachvertreter gibt es auch wirklich einschlägige Literatur.

Noch am wenigsten marginal ist die Indogermanistik in der folgenden Gesamtdarstellung vertreten:

Frank-Rutger Hausmann, Die Geisteswissenschaften im „Dritten Reich“, Frankfurt am Main, Klostermann 2011; hier S. 491-503 Abschnitt „Allgemeine und vergleichende Sprachwissenschaft, Indogermanistik, Runenkunde“ (vgl. auch den unmittelbar darauf, S. 503-515, folgenden Abschnitt „Keltologie, Keltistik, Keltische Philologie, Keltenforschung“).

Hausmann ist nicht Indogermanist, sondern Romanist, der sich erst seit ca. 1998 (eingedenk seines einstigen Studiums der Geschichte im Nebenfach) generell mit dem Themenkomplex „Geisteswissenschaften und NS“ beschäftigt (vgl. insbes. seine Monographien „Deutsche Geisteswissenschaft“ im Zweiten Weltkrieg. Die „Aktion Ritterbusch“ (1940-1945), 3., erweiterte Ausgabe, Heidelberg, Synchron 2007 (Studien

zur Wissenschafts- und Universitätsgeschichte 12) (272ff. Geplante, aber nicht realisierte Projekte (Indogermanistik, ...); Anglistik und Amerikanistik im „Dritten Reich“, Frankfurt am Main, Klostermann 2003; „Vom Strudel der Ereignisse verschlungen“. Deutsche Romanistik im „Dritten Reich“, 2., durchges. und aktualisierte Auflage, Frankfurt am Main, Klostermann 2008 (Analecta Romanica 61)), und dieser Abschnitt vermittelt kein geschlossenes Gesamtbild der Indogermanistik im „Dritten Reich“, sondern besteht vielmehr im wesentlichen aus einer Abfolge mehr oder minder verfänglicher Zitate aus der Zeit zwischen 1933 und 1945, die nur zu einem kleinen Teil tatsächlich von bedeutenden Vertretern des Faches Indogermanistik (Walter Porzig, Eduard Hermann, Hermann Güntert) stammen; den weitaus größeren Teil bestreiten Zitate von Fachvertretern der zweiten oder dritten Reihe (Richard von Kienle, Hermann Josef Ammann) bzw. von völlig fachfremden Autoren (dem Kunsthistoriker Josef Strzygowski, dem Paläontologen Max Semper, dem Klassischen Archäologen Josef Wiesner, dem Romanisten Edgar Glässer, dem Semitisten Otto Rößler, dem Nordisten Gustav Neckel). Wenn in einem der kurzen verbindenden Texte von Hausmann (S. 498) behauptet wird, die „Indogermanistik“ wurde in der NS-Zeit nicht nur wissenschaftsgeschichtlich als Leit- oder Vorbildwissenschaft betrachtet“, so ist dies insofern nachvollziehbar, als die beiden miteinander rivalisierenden NS-Organisationen „Ahnenerbe“ und „Amt Rosenberg“ (das an der Universität München ein „Institut für Indogermanische Geistesgeschichte“ einrichtete) der „Erforschung“ der sogenannten „Indogermanen“ (= „Nordrasse“) große Bedeutung beimaßen, aber auch insofern irreführend, als die zentralen Aufgabengebiete der Indogermanistik (mit Ausnahme der auch esoterische Aspekte eröffnenden Runenkunde, vgl. dazu grundlegend Ulrich Hunger, Die Runenkunde im Dritten Reich. Ein Beitrag zur Wissenschafts- und Ideologieggeschichte des Nationalsozialismus, Frankfurt am Main usw., Peter Lang 1984 (Europäische Hochschulschriften, Reihe III: Geschichte und ihre Hilfswissenschaften, 227)) für diese beiden Organisationen nur eine gänzlich untergeordnete Rolle gespielt haben: in den Indices der beiden Standardwerke über diese beiden NS-Organisationen Michael H. Kater, Das „Ahnenerbe“ der SS 1935 - 1945. Ein Beitrag zur Kulturpolitik des Dritten Reiches, Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt 1974 (2., um ein ausführliches Nachwort ergänzte Auflage München, Oldenbourg 1997 (Studien zur Zeitgeschichte 6), 3. Auflage ebenda 2001, 4. Auflage ebenda 2006) bzw. Reinhard Bollmus, Das Amt Rosenberg und seine Gegner. Studien zum Machtkampf im nationalsozialistischen Herrschaftssystem, Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt 1970 (2. Auflage mit einem bibliographischen Essay von Stephan Lehnstaedt München, Oldenbourg 2006 (Studien zur Zeitgeschichte 1)) scheint nur der Name eines einzigen bedeutenden Indogermanisten auf, nämlich jener von Wolfgang Krause, und dieser verdankte den mehrfachen Eintrag seiner runenkundlichen Tätigkeit im Dunstkreis des „Ahnenerbes“: „Der international angesehene Runologe, nach 1939 als Gegner des zeitbedingten Dilettantismus auf dem Gebiet der Runologie bekannt, sah nach Kriegsbeginn die wirtschaftliche Existenz seines Instituts für Runenforschung wegen der üblichen Etatstreichungen bedroht. Im Januar 1940 stellte er daher an „Ahnenerbe“-Kurator Wüst die grundsätzliche Frage, ob sein Institut „in irgendeiner Form vom Ahnenerbe unterstützt werden könne““ (Kater S. 196). Besagtes Münchener „Institut für Indogermanische Geistesgeschichte“ aber wurde von einem Klassischen Philologen, dem Gräzisten Richard Harder (1896-1957), geleitet. Fachfremde oder oberflächliche Leser des entsprechenden Abschnitts bei Hausmann können also durchaus den Eindruck gewinnen, daß die Indogermanistik insgesamt stärker als andere geisteswissenschaftliche Fächer Schuld auf sich geladen hat, was meiner Erfahrung nach nicht zutrifft. Am kompromittierendsten haben sich während

der NS-Zeit in bezug auf die „Indogermanen“ qua „Nordrasse“ vielleicht fünf Nichtindogermanisten österreichischer Herkunft geäußert, die beiden Althistoriker und Klassischen Archäologen Fritz Schachermeyr (1895-1987) und Franz Miltner (1901-1959), der (Alt-)Germanist Otto Höfler (1901-1987), der Kunsthistoriker Josef Strzygowski (1862-1941) und der Indologe Ernst Frauwallner (1898-1974); vgl. zu diesen Martina Pesditschek, Barbar, Kreter, Arier. Leben und Werk des Althistorikers Fritz Schachermeyr, 2 Bände, Saarbrücken, Südwestdeutscher Verlag für Hochschulschriften 2009 (auch mit Lit. zu Miltner und Höfler und überhaupt eine wahre Fundgrube für den Themenbereich „Wissenschaft und NS“, „nordische Rasse“); Hilde Zaloscer, Kunstgeschichte und Nationalsozialismus, in: Friedrich Stadler (Hg.), Kontinuität und Bruch 1938 – 1945 – 1955. Beiträge zur österreichischen Kultur- und Wissenschaftsgeschichte, Münster, Lit 2004 (Emigration – Exil – Kontinuität 3), 283-298; Suzanne L. Marchand, German Orientalism in the Age of Empire. Religion, Race, and Scholarship, Cambridge University Press 2009, 403-410 („Josef Strzygowski: The Art-Historical Furor Orientalis“); Jakob Stuchlik, Der arische Ansatz. Erich Frauwallner und der Nationalsozialismus, Wien, Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften 2009 (SbÖAW 797) (leider leicht exzentrisch, vgl. die Rezension von Walter Slaje, Asiatische Studien /Études Asiatiques 64,2, 2010, 447-463 samt der Replik Stuchliks ebenda 65,1, 2011, 287-308 und insbesondere auch den Umstand, daß Stuchlik die ursprünglich als Vorwort intendierten in jeder Hinsicht wohlabgewogenen „Vorbemerkungen zu Jakob Stuchlik, *Der arische Ansatz. Erich Frauwallner und der Nationalsozialismus*“ von Ernst Steinkellner aus seinem Buch verbannte, diese nun <http://ikga.oeaw.ac.at/Mat/steinkellner_vorwort_stuchlik_2009.pdf>).

Mehr oder weniger nützliche personenübergreifende Literatur betreffend die Sprachwissenschaft im allgemeinen ohne spezielle Berücksichtigung der Indogermanistik:

Klaas-Hinrich Ehlers, Der Wille zur Relevanz. Die Sprachforschung und ihre Förderung durch die DFG 1920-1970, Stuttgart, Franz Steiner 2010.

Christopher M. Hutton, Linguistics and the Third Reich. Mother-Tongue Fascism, Race and the Science of Language, London, Routledge 1999 (Routledge Studies in the History of Linguistics 1).

Christopher M. Hutton, Race and the Third Reich. Linguistics, Racial Anthropology and Genetics in the Dialectic of Volk, Cambridge, Polity Press 2005.

Clemens Knobloch, Volkhafte Sprachforschung. Studien zum Umbau der Sprachwissenschaft in Deutschland zwischen 1918 und 1945, Tübingen, Niemeyer 2005 (Reihe Germanistische Linguistik 257).

Davon quasi eine *editio minor*: Clemens Knobloch, Sprachauffassungen. Studien zur Ideengeschichte der Sprachwissenschaft, Frankfurt am Main, Peter Lang 2011 (Theorie und Vermittlung der Sprache 55), Kapitel II: Vom Antipositivismus zum „volkhaften Sprachbegriff“: deutsche Sprachwissenschaft vor und nach 1933, S. 77-203.

Utz Maas, Verfolgung und Auswanderung deutschsprachiger Sprachforscher 1933-1945, Band 1: Dokumentation. Bibliographische Daten A-Z, Band 2: Auswertungen. Verfolgung – Auswanderung – Fachgeschichte – Konsequenzen, Tübingen: Stauffenburg Verlag 2010

(eine vervollständigte und im Aufbau umgestaltete Neufassung des Werkes Utz Maas, Verfolgung und Auswanderung deutschsprachiger Sprachforscher 1933-1945,

Osnabrück, Secolo-Verlag, Teil 1: Einleitung und biobibliographische Daten A-F 1996, Teil 2: Biobibliographische Daten G-P (Q), 2004; eine Kritik des Werkes später unter der Rubrik „Opfer [des Nationalsozialismus unter den Indogermanisten]“).
Bernard Mees, *The Science of the Swastika*, Budapest / New York, Central European University Press 2008.
Ruth Römer, *Sprachwissenschaft und Rassenideologie in Deutschland*. 2., verb. Auflage, München, Fink 1989.

Speziell die Keltologie betreffend vgl. v.a. noch:

Joachim Lerchenmüller, „Keltischer Sprengstoff“. Eine wissenschaftsgeschichtliche Studie über die deutsche Keltologie von 1900-1945, Tübingen, Niemeyer 1997.
Sabine Heinz (Hg.), *Die Deutsche Keltologie und ihre Berliner Gelehrten bis 1945*, Beiträge zur internat. Fachtagung Keltologie an der Friedrich-Wilhelms-Universität vor und während des Nationalsozialismus vom 27.-28.03.1998 an der Humboldt-Universität zu Berlin, Frankfurt am Main usw., Peter Lang 1999 (Berliner Beiträge zur Wissenschaftsgeschichte 2) (hier u.a. 49-58 über Julius Pokorny).

Unter den Altertumswissenschaften bislang am besten erschlossen ist wohl die Alte Geschichte seit einer Pionierarbeit von Volker Losemann:

Volker Losemann, *Nationalsozialismus und Antike*. Studien zur Entwicklung des Faches Alte Geschichte 1933-1945, Hamburg, Hoffmann und Campe 1977 (Historische Perspektiven 7) (hier auch 139-173 über „Richard Harder und die „Hohe Schule“ Alfred Rosenbergs“).

[Dieser Schüler des seinerseits wissenschaftshistorisch höchst versierten und interessierten Karl Christ hat auch nach dieser seiner Dissertation vorwiegend zu besagtem Thema publiziert, was aber seiner akademischen Karriere nicht förderlich war – er blieb bis zu seiner Pensionierung Akademischer Oberrat; vgl. v.a. noch *Nationalsozialismus, I. NS-Ideologie und die Altertumswissenschaften*, in: *Der Neue Pauly* 15,1, 2001, 723-754.]

Beat Näf, *Von Perikles zu Hitler? Die athenische Demokratie und die deutsche Althistorie bis 1945*, Bern / Frankfurt am Main / New York, Peter Lang 1986 (Europäische Hochschulschriften, Reihe III, Band 308).

Beat Näf (Hg.), *Antike und Altertumswissenschaft in der Zeit von Faschismus und Nationalsozialismus*. Kolloquium Universität Zürich 14.-17. Oktober 1998. Mandelbachtal/Cambridge, edition cicero 2001.

Yvonne Wolf, Frank Thies und der Nationalsozialismus. Ein konservativer Revolutionär als Dissident, Tübingen, Niemeyer 2003 (Untersuchungen zur deutschen Literaturgeschichte 114), 186-303 *Das Reich der Dämonen – Antikerezeption im 'Dritten Reich'* (bes. 209-245 Die Alte Geschichte unter dem Nationalsozialismus).

Johann Chapoutot, *Le national-socialisme et l'Antiquité*, Paris, Presses Universitaires de France 2008 (Le noeud gordien) (oberflächlich). Einige Teile dieses Buches hat Chapoutot zu gleichfalls oberflächlichen Aufsätzen ausgewählt:
Régénération et dégénérescence : la philosophie grecque reçue et relue par les nazis (Platon et la Stoa), *Anabases* 7, 2008, 141-161;
Comment meurt un Empire : le nazisme, l'Antiquité et le mythe, *Revue historique* 647 = 310,3, 2008, 657-676;
Les humanités allemandes en guerre : le *Rome et Carthage* des antiquisants allemands (1943), *Kentron* 25, 2009, 77-90 = *Connaître l'Antiquité. Individus, réseaux, stratégies du XVIII^e au XXI^e siècle*. Sous la direction de Corinne Bonnet, Véronique Krings et Catherine Valenti, Rennes, Presses Universitaires de Rennes 2010 (Collection "Histoire"), 141-151;
Angoisse et mobilisation : L'Antiquité dans la formation idéologique des jeunes Allemands sous le III^e Reich, in: Ludivine Bantigny / Arianna Arisi Rota (Hrsg.), *Hériter en politique. Filiations, transmissions et générations politiques. Allemagne, France et Italie, XIX^e – XXI^e siècle*, Paris, Presses Universitaires de France 2011 (Le noeud gordien), 93-110.

Wichtig zur Organisation „Ahnenerbe“ der SS (neben dem Standardwerk von Kater): Heather Pringle, *The Master Plan. Himmler's Scholars and the Holocaust*, New York, Hyperion 2006.

Maximilian Schreiber, Walther Wüst. Dekan und Rektor der Universität München 1935-1945, München, Utz 2008 (Beiträge zur Geschichte der Ludwig-Maximilians-Universität München 3) (Wüst, eher Indoiranist als Indogermanist, war auch „Ahnenerbe“-Präsident).

Guenter Lewy, Heinrich Himmler, the SS Office Ahnenerbe, and the Gypsy Question, in: Michael Zimmermann (Hg.), *Zwischen Erziehung und Vernichtung. Zigeunerpolitik und Zigeunerforschung im Europa des 20. Jahrhunderts*, Stuttgart, Steiner 2007 (Beiträge zur Geschichte der Deutschen Forschungsgemeinschaft 3), 299-320.

Bernd-A. Rusinek, „Wald und Baum in der arisch-germanischen Geistes- und Kulturgeschichte“ – Ein Forschungsprojekt des „Ahnenerbe“ der SS 1937-1945, in: Albrecht Lehmann/Klaus Schriewer (Hg.), *Der Wald - Ein deutscher Mythos? Perspektiven eines Kulturthemas*, Berlin/Hamburg, Reimer 2000 (Lebensformen, Band 16), 267-363.

Weitere nützliche Arbeiten allgemeinerer Natur (neben der schon erwähnten rezenten Monographie Frank-Rutger Hausmann, *Die Geisteswissenschaften im „Dritten Reich“*, Frankfurt am Main, Klostermann 2011):

Wolfgang Bialas (Hg.), *Nazi Germany and the Humanities*, Oxford, Oneworld 2007 (Darin: Volker Losemann, *Classics in the Second World War*, 306ff.).

Jürgen Elvert / Jürgen Nielsen-Sikora (Hg.), *Kulturwissenschaften und Nationalsozialismus*, Stuttgart, Steiner 2008 (Historische Mitteilungen, Beihefte, 72) (Darin: Johannes Renger, *Altorientalistik*, 469ff.; Helmut W. Schaller, *Slawische Philologie*, 714ff.; Baltische Philologie, 742ff.; Joachim Lerchenmüller, *Keltologie*, 763ff.).
Frank-Rutger Hausmann / Elisabeth Müller-Luckner (Hg.), *Die Rolle der Geisteswissenschaften im Dritten Reich*, München, Oldenbourg 2002 (Schriften des Historischen Kollegs, Kolloquien, 53) (Darin: Joachim Lerchenmüller, *Keltologie*, 137ff.; Helmut W. Schaller, *Slawische Philologie*, 265ff.; Clemens Knobloch, *Sprachwissenschaft*, 305ff.).

Horst Junginger (Hg.), *The Study of Religion under the Impact of Fascism*, Leiden, Brill 2008 (Numen Book Series 117) (Darin: Horst Junginger, *From Buddha to Adolf Hitler: Walther Wüst and the Aryan Tradition*, 107ff.; Bruce Lincoln, *Hermann Güntert in the 1930s. Heidelberg, Politics, and the Study of Germanic/Indogermanic Religion*, 179ff.). Elisabeth Kraus (Hg.), *Die Universität München im Dritten Reich*, München, Utz 2006-2008 (Beiträge zur Geschichte der Ludwig-Maximilians-Universität München 1;4) (Darin: Gerhard Schott, Richard Harder, *Klassischer Philologe, erster Interpret der Flugblätter der „Weißen Rose“*, und das „Institut für Indogermanische Geistesgeschichte“, Band 2, 413ff.).

Achim Leube (Hg.), *Prähistorie und Nationalsozialismus*, Heidelberg, Synchron 2002 (Studien zur Wissenschafts- und Universitätsgeschichte 2) (Darin: Sabine Heinz, *Ur- und Frühgeschichtliche Erkenntnisse in den Arbeiten des Keltologen Julius Pokorny*, 293ff.).

Das Konzept der „Indogermanen“ als Einfallstor für unwissenschaftliche Spekulationen

„Indogermanen“: vielfach nur gebraucht als salopper Ausdruck für „Sprecher(innen) einer idg. Sprache“ oder „Sprecher(innen) des rekonstruierten (Ur-)Indogermanischen“, also für „Angehörige einer/der indogermanischen Sprachgemeinschaft“.

Im Zeitalter des „völkischen Denkens“, des Nationalismus und des eigenständigen Nationalstaates als eines erstrebenswerten Ideals lag die Vermutung nahe, daß die (ur-)indogermanische Sprachgemeinschaft gleichzeitig auch eine Kulturgemeinschaft mit (zumindest z.T. sogar exklusiven) gemeinsamen (mehr oder weniger einheitlichen) religiösen, politischen, kulturellen usw. Institutionen, Vorstellungen und Werten (à la „Gott, Kaiser und Vaterland“), also eine Art „Volk“ oder „Nation“ gewesen ist. Diese Annahme wird vermutlich auch noch heute von der Mehrzahl der offiziellen Vertreter(innen) des akademischen Fachs Indogermanistik als plausibel angesehen, sodaß solche den Terminus „Indogermanen“ oft auch im Sinne von „Angehörige der indogermanischen Sprach- und Kulturgemeinschaft“, „Angehörige des indogermanischen (Ur-)Volks“ verwenden; und es ist zuzugeben, daß man schon allein auf der Grundlage von ursprünglich rein sprachlichen Fragestellungen in der Folge zur weiteren Frage gelangen kann, inwieweit die Mitglieder der rekonstruierten Sprachgemeinschaft miteinander nicht unbedingt allgemeinemenschliche Kulturtechniken oder sogar Elemente einer spezifischen immateriellen Kultur bzw. spezifische politisch-gesellschaftliche Institutionen geteilt haben. Z.B. stellt sich zunächst auf rein sprachwissenschaftlicher Ebene die Frage, ob die hethitische Wurzel *harr-* der Bedeutung ‘zerstoßen, zerreiben’ auf jene Wurzel **h₂arh₃-* zurückgeführt werden sollte, die in den anderen indogermanischen Sprachen die Bedeutung ‘pflügen, ackern’ aufweist; eine solche etymologische Identität könnte man dann u.a. so interpretieren, daß der anatolische Sprachzweig des Indogermanischen (dem das Hethitische angehört) bereits zu einem Zeitpunkt aus der urindogermanischen Grundsprache ausgegliedert worden ist, als deren Sprechern die Kulturtechnik des Ackerbaus noch nicht vertraut war. Andererseits bezeichnet in mehreren Sprachzweigen das indogermanische Wort für den ‘Himmel’ **dyew-* auch eine dominierende persönlich gedachte Gottheit (griech. *Zeus*, lat. *Iuppiter*), was nahelegt, daß den Mitgliedern der indogermanischen Sprachgemeinschaft zumindest auch das Konzept eines solchen Gottes gemeinsam gewesen ist.

Es sind solche augenscheinliche nicht nur rein sprachliche Gemeinsamkeiten, die auch noch heute eine Reihe von hochbegabten und kenntnisreichen Forschern wie die

Indogermanisten Michael Janda, Joshua Katz, Jaan Puhvel, Calvert Watkins oder den mit dem Balzan-Preis ausgezeichneten Klassischen Philologen Martin L. West, die zu einem Großteil gar nicht dem deutschen Sprachraum entstammen, trotz einer gewissen *reservatio mentalis* (vgl. Ch. Guiraud, *Peut-on décrire une civilisation indo-européenne ?*, *Kentron* 1,1, 1985, 17-24, hier v.a. 17f.) nach spezifisch indogermanischen v.a. kulturellen Vorstellungen, poetischen Techniken, Institutionen und Mythen Ausschau halten lassen – vgl. v.a. die vergleichsweise rezenten Monographien Michael Janda, *Die Musik nach dem Chaos. Der Schöpfungsmythos der europäischen Vorzeit*, Innsbruck, Institut für Sprachen und Literaturen der Universität Innsbruck, Bereich Sprachwissenschaft 2010 (Innsbrucker Beiträge zur Kulturwissenschaft, Neue Folge, 1; übrigens gewidmet dem gegenwärtigen deutschen Papst); Jaan Puhvel, *Comparative Mythology*, Baltimore, The Johns Hopkins University Press 1988; Calvert Watkins, *How to kill a dragon. Aspects of Indo-European poetics*, New York, Oxford University Press 1995; Martin L. West, *Indo-European Poetry and Myth*, Oxford, Oxford University Press 2007 –, und es wäre zweifellos in höchstem Maße unfair und absurd, all diesen Autoren eine Neigung zu Rassismus oder auch nur Irrationalismus unterstellen zu wollen. Allerdings befinden sich solche Urheber nicht mehr rein sprachlicher, sondern kultureller spezifischer Rekonstrukte zuallermeist auf einem höchst unsicheren Gelände. Z.B. scheinen sich in diversen altindogermanischsprachigen Kulturen (wie der griechischen, keltischen und germanischen) sowohl typisch vater- wie typisch mutterrechtliche Züge zu finden, was dann üblicherweise so erklärt wird, daß „streng patriarchalisch“ organisierte indogermanischsprachige Einwanderer jeweils ein quasi matriarchalisch organisiertes Substrat überlagert hätten (so etwa auch M.P., *Ladies*, die nicht kneten wollen, in: *Hrdá mánasa. Studies presented to Professor Leonard G. Herzenberg on the occasion of his 70-birthday*, edited by Nikolai N. Kazansky, Saint Petersburg, Nauka 2005, 215-231, hier 215f.), doch könnte ein solcher Zwiespalt vielmehr schon in einer kulturell tatsächlich gar nicht homogenen indogermanischen Sprachgemeinschaft angelegt gewesen sein.

Ist schon die Annahme einer einstmaligen indogermanischsprachigen genuinen und voll ausgebildeten Kulturgemeinschaft („Volk“, „Nation“) in höchstem Maße spekulativ, so müßte die Hypothese einer genetischen Bedingtheit einer solchen Kulturgemeinschaft vollends als rein spekulativ, nicht falsifizierbar und daher unwissenschaftlich abgetan werden. Gleichwohl ist, wie bereits oben erwähnt, schon um die Mitte des 19. Jahrhunderts von einem völligen Dilettanten, dem französischen Grafen und Literaten Joseph Arthur de Gobineau, die Existenz einer allen anderen „Rassen“ deutlich überlegenen („indogermanischen“ = „indoeuropäischen“ = „nordischen“ =) „arischen Rasse“ behauptet und propagiert worden. Gegen Gobineaus einschlägigen „*Essai sur l'inégalité des races humaines*“ (erschienen 1853-1855) hat sich freilich sofort der bedeutende deutsche Indogermanist August Friedrich Pott gewandt (*Die Ungleichheit menschlicher Rassen hauptsächlich vom sprachwissenschaftlichen Standpunkte, mit besonderer Berücksichtigung von des Grafen von Gobineau gleichnamigem Werke. Mit einem Ueberblick über die Sprachverhältnisse der Völker. Ein ethnologischer Versuch*, Lemgo & Detmold, Meyer 1856), und seine mittelbaren Indogermanistenerben in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts, die sogenannten „Junggrammatiker“, blieben dann nur insofern nicht bei ihrem Indogermanistenleiten, als sie eine Doktrin über den Sprachwandel im allgemeinen entwickelten (jene von der „Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze“); als Fachleute für tote Sprachen waren zu generellen Aussagen über Sprachwandel ja weniger befähigt und befugt als Spezialisten für lebende Sprachen, und der berühmte Romanist Hugo Schuchardt hat die Junggrammatikerdoktrin von der

„Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze“ denn auch alsbald und, wie heute allgemein anerkannt wird, durchaus zu Recht bekämpft.

Vgl. etwa Ruth Römer, Sprachwissenschaft und Rassenideologie in Deutschland, 59: „[Ihre] Grundsätze machte[n] die Junggrammatiker immun gegen jede Beziehung zur Rassenideologie. Die Schule der Junggrammatiker hatte auch keine Beziehung zu Nationalismus und Chauvinismus“, doch auch den folgenden Tadel auf S. 149: „Schon vor 1933 hat die deutsche Sprachwissenschaft den Rassismus nicht aktiv bekämpft. Sie hat ihn ignoriert, zuweilen in Rezensionen getadelt, im großen und ganzen aber ihre häufig esoterischen Themen weiterverfolgt. Kämpferische Gegner der Rassenlehre gab es unter den Sprachwissenschaftlern kaum. In Deutschland war das nur Sigmund Feist.“ Hier übersieht Römer, daß die Indogermanisten mit der Autorität von Experten nur die Irrelevanz der Rassenlehren für ihr eigenes Fach behaupten konnten; wenn sie den Indogermanisten mehr oder weniger explizit gesellschaftliche Bedeutungslosigkeit der meisten ihrer Forschungsinhalte vorhält, so ist dieser Vorwurf just auch von NS-Seite erhoben worden (siehe weiter unten).

Um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert erschienen gleich zwei Werke in deutscher Sprache, in denen die angeblichen Angehörigen einer uridg. Sprach- UND Volksgemeinschaft zu Angehörigen einer „arischen“ bzw. „indoeuropäischen“ Superrasse uminterpretiert wurden, die prinzipiell allen anderen „Rassen“ weit überlegen (gewesen) sei: eine deutsche Fassung des schon erwähnten „Essai sur l'inégalité des races humaines“ des Grafen Joseph-Arthur de Gobineau (1814-1882) (frz. Original erschienen 1853-1855) mit dem Titel „Versuch über die Ungleichheit der Menschenrassen“ (übersetzt von Ludwig Schemann, erschienen 1898-1901; zur Rezeption der deutschen Ausgabe vgl. etwa Michel Lémonon, A propos de la diffusion du Gobinisme en Allemagne, in: Études gobiniennes 1967, Paris, Klincksieck 1967, 261-267) und „Die Grundlagen des 19. Jahrhunderts“ des gebürtigen Engländers, aber Wahldeutschen (und schließlich Schwiegersohns von Richard Wagner) Houston Stewart Chamberlain (1855-1927) (erschieden 1899).

Beide Werke haben den Antisemitismus in Deutschland gewiß in beträchtlichem Maße gefördert, es wäre aber wohl ungerecht, deren dilettantische Autoren als Vordenker des Holocaust zu bezeichnen.

Was Gobineau anlangt, so gibt es noch heute eine Reihe von Verteidigern, die ihn sogar vom Vorwurf des Antisemitismus freisprechen wollen, aber die konkrete Lektüre der deutschen Fassung des „Essai“ vermittelt sehr wohl den Eindruck eines antisemitischen Werkes, vgl. Martina Pesditschek, Barbar, Kreter, Arier, 128f. Anm. 594. Auch der diesbezüglich eher apologetisch eingestellte E. J. Young, Gobineau und der Rassismus. Eine Kritik der anthropologischen Geschichtstheorie, Meisenheim am Glan, Anton Hain 1968 (Archiv für Vergleichende Kulturwissenschaft 4), 132f. muß einräumen: „In der „Histoire des Perses“ nennt er die Juden [...] eine „race antipathique“ [...] Natürlich wird das semitische Element dort, wo es auf die Arier stieß, als minderwertiger angesehen. In den Semiten sieht der Aristokrat Gobineau immer die Vertreter der Demokratie, und daraus erklären sich gewisse abfällige Bemerkungen.“ Allerdings war Gobineau ein Geschichtspessimist, der die Degeneration (und Demokratisierung) der Menschheit als Folge von Rassenmischung für unausweichlich ansah, er hätte daher die späteren Bemühungen der Nationalsozialisten um Wiederherstellung angeblich ursprünglicher

„Rassereinheit“ wohl als unsinnig verurteilt; und trotz seiner freundschaftlichen Beziehung zu Richard Wagner findet sich in seinem Werk „an keiner Stelle eine Bemerkung, die Deutschland freundlich oder wohlwollend beurteilt, während das Gegenteil häufig der Fall ist. [...] Für ihn haben die Deutschen des 19. Jahrhunderts nichts mehr mit den Germanen gemeinsam. Als einzige europäische Nation“ hatte in seinen Augen „England die Aussicht, auf Grund seiner rassistischen Substanz ein Übergewicht zu erlangen“ (Young 135-137).

Chamberlain war vehementer Antisemit, aber zumindest in seinem Hauptwerk „keineswegs ein Biorassist [...], für den das „Blut“ respektive die Gene jeweils den (alleinigen) Ausschlag gaben“ (vgl. Pesditschek, Barbar, Kreter, Arier, 311f. Anm. 1660). Die Geburt war ja in seinen Augen auch für ihn selbst nicht schicksalhaft gewesen, und so wie er sich selbst seiner Meinung nach durch freien Willensentscheid aus einem geborenen Engländer in einen echten Deutschen verwandelt hatte, war seiner Auffassung in den „Grundlagen“ nach Zugehörigkeit zum Indoeuropäertum bzw. Judentum offenbar in erster Linie Folge einer persönlichen Entscheidung („Wahlverwandtschaft“) und nicht genetisch bedingt; für die später von den Nationalsozialisten eingeforderten „Ariernachweise“ kann man die „Grundlagen“ also nicht verantwortlich machen.

Diese „Rassenseelenlehre“ Chamberlains haben in der Folge dann auch noch andere „Rassendenker“ vertreten, der NS-Ideologe Alfred Rosenberg (1893-1946) (siehe die Lit. bei Pesditschek, Barbar, Kreter, Arier, 310 Anm. 1660), der „Rassenforscher“ Ludwig Ferdinand Clauss/Clauß (1892-1974) (siehe die Lit. bei Pesditschek, Barbar, Kreter, Arier 292, 312) und der italienische Esoteriker, fasc(h)istische Rassenideologe und nach 1945 auch CIA-Agent Baron (?) Giulio / Julius Evola (1898-1974) (siehe die Lit. bei Pesditschek, Barbar, Kreter, Arier 312 und 632 Anm. 3343). Auch in sogenanntem „jüdischem Selbsthaß“ befangene Persönlichkeiten jüdischer Herkunft konnten an diesem Konzept Chamberlains Gefallen finden; dies traf jedenfalls auf den österreichischen Literaten Egon Friedell (1878-1938) zu, der vor allem durch eine dreibändige „Kulturgeschichte der Neuzeit“ Bekanntheit erlangte, vgl. Gordon Patterson, Race and Anti-Semitism in the Life and Work of Egon Friedell, in: Jahrbuch des Instituts für Deutsche Geschichte (Univ. Tel-Aviv) 10, 1981, 319-339, hier 332f. (zu Friedells antisemitischen Äußerungen zuletzt Werner Rotter, Vom Pennälerschreck zur Kulturquelle. Wandlungen des Homerbildes bei Egon Friedell (1878-1938), in: Cornelia Eva Römer (Hg.), Das Phänomen Homer in Papyri, Handschriften und Drucken, Wien, Phoibos Verlag 2009 (Nilus 16), 59-62, hier 60f.). Auch der Indogermanist und Runologe Wolfgang Krause berief sich „auf die Rassenseelenkunde“ und nannte als Beispiele „Fontanes Sprache, die aus französischer Blutbeimischung zu erklären sei, und die jüdische Haltung Heinrich Manns, die er allerdings aus dem jüdischen Milieu erklärt, in dem sich „dieser Schriftsteller heimisch fühlte““ („Ist die Sprache erblich?“, in: Deutscher Wissenschaftlicher Dienst Nr. 4, 1940, 2-3, zitiert von Römer, Sprachwissenschaft und Rassenideologie, 144).

Zu beachten ist allerdings auch, was Chamberlain wenig später in seinem schmalen Bändchen „Arische Weltanschauung“ (Berlin, Bard, Marquardt 1905; 8. Auflage München, Bruckmann 1938), 20f. schrieb: „Einer der bedauerlichsten Charakterzüge sämtlicher Indoeuropäer ist nämlich die Leichtigkeit, mit der sie sich selbst entfremdet werden. Hiergegen kann uns – arg Bedrohte – weder eine uns selbst entadelnde barbarische Verfolgung, noch vornehmer Ostrazismus schützen. Der Antisemit beachtet

zwei Dinge nicht: erstens, daß der Jude niemals ein reiner Semit war, noch ist, und daß er somit manche vermittelnde Elemente in seinem Blut enthält, woraus folgt, daß man zwischen Juden und Juden unterscheiden muß und nicht übersehen darf, daß mancher Jude sich ebenso sehr wie wir nach der Erlösung aus semitischen Vorstellungen sehnt; zweitens, daß zwar der jüdische Halbsemit [...] das auffallendste „fremde“ Element in unserer Mitte ist, beileibe aber nicht das einzige. Es gibt andere fremde Elemente, die namenlos bleiben und darum nur um so gefährlicher sind [...]. [...] die Anthropologie bezeugt das Dasein und die allmähliche Zunahme der Nachkommen uralter Einwohner Europas, die [...] sich stark vermehren und nach und nach den germanischen Stock durchsetzen. [...] Ignatius von Loyola, der Baske, das Kind und der Typus dieser geborenen Feinde unserer Kultur, ist ihr ebenso gefährlich wie der Jude.“ Hier ist der Ansatz Chamberlains nun augenscheinlich rein biologistisch, aber ein Genozid an den Juden („barbarische Verfolgung“) wird offenbar doch als „entadelnd“ verworfen – in augenscheinlichem Gegensatz zu einer als „vornehm“ apostrophierten Vertreibung („Ostrazismus“), der freilich wieder wohl bloß viele und nicht etwa alle Juden unterliegen sollen; manchen unter den Juden wird offenbar eine bedeutende „indoeuropäische“ Komponente zugestanden, und ein namenloses und noch weniger als die Juden konkret greifbares vorindoeuropäisches Substrat als gleich große Gefahr beschworen – um dieses zu identifizieren, hätte man wohl auf jene Methoden der Schädelmessung zurückgreifen müssen, denen Chamberlain in den „Grundlagen“ selbst skeptisch gegenübergestanden war. Chamberlain hat also evidentenmaßen immer ganz irrational argumentiert, aber er unterbreitete nicht wirklich praktikable Vorschläge, auf die sich die Nationalsozialisten bei ihrer Verfolgung von „Nichtariern“ hätten stützen können.

Wie aus obigem Zitat gleichfalls hervorgeht, war Chamberlain selbst seiner britischen Herkunft noch immer so weit verhaftet, daß er das englische „Indo-European“ zu „indoeuropäisch, Indoeuropäer“ verdeutschte, statt das damals im deutschen Sprachraum allein übliche „indogermanisch, Indogermanen“ zu gebrauchen. Erst nach 1945 wurde „indoeuropäisch, Indoeuropäer“ von Deutschen und Österreichern allmählich häufiger verwendet, und zwar einerseits von alten Nationalsozialisten wie dem österreichischen Althistoriker und Archäologen Fritz Schachermeyr, der auf diese Weise seine vormaligen Orgien rassistischer und antisemitischer Äußerungen vergessen zu machen suchte (vgl. Pesditschek, Barbar, Kreter, Arier, 395f.), und andererseits generell in der SBZ/DDR, wo man durch verbalen Radikal„antifaschismus“ davon ablenken wollte, daß auch hier gerade so wie im Westen alte NSDAP-Mitglieder durchaus wissenschaftliche (und andere) Karriere machen konnten, vgl. etwa Jens Thiel, „...dass es jetzt leider noch unmöglich ist, politisch belastete Professoren durch politisch unbelastete Professoren zu ersetzen.“ Akademische Karrieren in der SBZ und frühen DDR zwischen antifaschistischem Postulat und Pragmatismus, in: Sabine Schleiermacher / Udo Schagen (Hg.) unter Mitarbeit von Andreas Malycha und Johannes Vossen, Wissenschaft macht Politik. Hochschule in den politischen Systembrüchen 1933 und 1945, Stuttgart, Franz Steiner 2009 (Wissenschaft, Politik und Gesellschaft 3), 101-123 und Olaf Kappelt, Braunbuch DDR: Nazis in der DDR, Berlin, Berlin historica 1981, 2. Auflage 2009 (mit einem Vorwort zur 1. Auflage von Otto von Habsburg und einem Vorwort zur 2. Auflage von Günter Schabowski), hier haben z.B. die (auch sprachwissenschaftlich versierten) renommierten DDR-Gräzisten Johannes Irmscher (373) und Werner Peek (467) eigene Einträge.

Wenn deutsche Autoren vor 1945 „Indoeuropäer“ statt „Indogermanen“ gebraucht haben, so taten sie dies wohl gerade nur unter dem (vielleicht bloß unbewußten) Einfluß einer Chamberlain-Lektüre. So verwendet der Gräzist Wilhelm Schmid in seinem

Handbuch „Geschichte der griechischen Literatur, Erster Teil: Die klassische Periode der griechischen Literatur, Erster Band: Die griechische Literatur vor der attischen Hegemonie“, München, Beck 1929 (Handbuch der Altertumswissenschaft 7/1/1) zunächst im Kontext eher sprachlicher Fragen (etwa auf S. 35) erwartungsgemäß den Terminus „indogermanisch“, schwenkt aber dann S. 57 und 64 auf „indoeuropäisch“ um, und zwar in einem Kontext, der den Verfasser u.a. auch dazu führt, dem griechischen Stamm der Dorer ein „rassenreineres“ Wesen als den übrigen griechischen Stämmen zu attestieren. Wilhelm Schmid (1859-1951) lehrte von 1887 bis 1926 an der Universität Tübingen, die selbst schon vor 1933 großen Wert auf „Rassereinheit“ ihrer Ordinarien gelegt hatte, sodaß der später als rechtsradikaler Verleger tätige Tübinger Religionswissenschaftler Herbert Grabert (1901-1978) nach 1945 in bezug auf diese eine Universität tatsächlich mit Recht behaupten konnte, es habe im Gefolge von 1945 mehr politisch motivierte Entlassungen gegeben als im Gefolge von 1933, vgl. Bernd Grün, Der politische Faktor in der Personalpolitik an der Universität Tübingen nach 1933 und nach 1945 im Vergleich, in: Sabine Schleiermacher / Udo Schagen (Hg.) unter Mitarbeit von Andreas Malycha und Johannes Vossen, Wissenschaft macht Politik. Hochschule in den politischen Systembrüchen 1933 und 1945, Stuttgart, Franz Steiner 2009 (Wissenschaft, Politik und Gesellschaft 3), 171-192 und Horst Junginger, Die Verwissenschaftlichung der „Judenfrage“ im Nationalsozialismus, Darmstadt, Wissenschaftliche Buchgesellschaft 2011 (Veröffentlichungen der Forschungsstelle Ludwigsburg der Universität Stuttgart 19), passim, etwa 116: „Lag das Quorum jüdischer Studenten an der Eberhard Karls Universität bereits außerordentlich niedrig, tendierte es bei den Professoren auch in der Weimarer Republik gegen Null“, oder 121f., wo von einer erfolglosen Bewerbung des bedeutenden Althistorikers (jüdischer Herkunft) Victor Ehrenberg auf das Tübinger Ordinariat die Rede ist sowie vom Amt eines „Vertrauensmannes zur Verhütung der weiteren Verjudung der Professorenschaft in Tübingen“, das „der Ordinarius für Indogermanische und Slawische Philologie Ernst Sittig (1887-1955) seit 1931 ausgeübt zu haben behauptete“.

Ganz anders ist freilich die Bevorzugung von „indoeuropäisch“ bei Indogermanisten zu werten, die anderen Ländern als den deutschsprachigen entstammten und gleichwohl (zumindest teilweise) auf deutsch publizierten. Hier ist in erster Linie der Däne Holger Pedersen (1867-1953) zu nennen, der bis 1914 konsequent auf deutsch veröffentlichte und dabei auch konstant „indogermanisch“ gebrauchte; er verfaßte seine Arbeiten nach 1918 entweder überhaupt auf französisch oder gab in doch deutschsprachigen Publikationen nunmehr „indoeuropäisch“ den Vorzug, ganz offenkundig mit der Absicht, auf diese Weise Distanz gegenüber der deutschen Kultur zu bekunden.

Pedersens Vorbild folgte u.a. der bedeutende norwegische Indogermanist, Baltist und Slawist Christian S. Stang (1900-1977); der große niederländische Indogermanist und Indoiranist Franciscus Bernardus Jacobus Kuiper (1907-2003) nannte seine auf deutsch verfaßte Leidener Dissertation von 1934 hingegen *Die indogermanischen Nasalpräsentia*.

Weder Gobineau noch Chamberlain gehörten dem akademisch-universitären Milieu an (das für Chamberlain von „traurigen Bücherwurmexistenzen“ populiert war), und so wurden beide in wissenschaftlichen Arbeiten in der Regel nicht gerne als Referenzen zitiert, obwohl Chamberlain immerhin mit dem bedeutenden (progressiven) protestantischen Theologen und höchst fähigen Wissenschaftsorganisator Adolf (seit 1914 von) Harnack (1851-1930) eine Brieffreundschaft unterhielt, vgl. Stefan Rebenich, Theodor Mommsen und Adolf Harnack. Wissenschaft und Politik im Berlin des ausgehenden 19. Jahrhunderts. Mit einem Anhang: Edition und Kommentierung des

Briefwechsels, Berlin / New York, de Gruyter 1997, 411 Anm. 49 („steht außer Frage, daß Harnack sowohl mit Cosima Wagner wie auch mit Chamberlain freundlichen, ja liebenswürdigen Umgang pflegte“); Wolfram Kinzig, Harnack, Marcion und das Judentum. Nebst einer kommentierten Edition des Briefwechsels Adolf von Harnacks mit Houston Stewart Chamberlain, Leipzig, Evangelische Verlagsanstalt 2004 (Arbeiten zur Kirchen- und Theologiegeschichte 13).

Mit der Persönlichkeit des französischen ausgebildeten Juristen und professionellen Universitätsbibliothekars Georges Vacher de Lapouge (1854-1936) nähern wir uns aber schon akademischem Boden. Vacher de Lapouge war Atheist, Sozialist, Antinationalist ... und Eugeniker, Rassist und Antisemit. Als Autodidakt verband er die Lehren Gobineaus mit der naturwissenschaftlichen Methode der Kranimetrie (Schädelvermessung). Von 1886 bis 1892 hielt er an der Universität von Montpellier einschlägige anthropologische Vorlesungen ab, deren Inhalte er auch publizierte; und so erschien im *annus mirabilis* 1899 auch seine Monographie *L'Aryen, son rôle social, cours libre de science politique, professé à l'Université de Montpellier (1889-1890)*, Paris, Fontemoing (deutsch *Der Arier und seine Bedeutung für die Gemeinschaft. Freier Kursus in Staatskunde, gehalten an der Universität Montpellier 1889-1890*, Frankfurt am Main, Diesterweg 1939). Den erhofften Lehrstuhl für Anthropologie erhielt er freilich nicht, vielmehr konnte er ab 1902 nicht einmal mehr in französischen wissenschaftlichen Zeitschriften veröffentlichen und war diesbezüglich auf auswärtige Publikationsorgane angewiesen. Er erlebte noch die Machtübernahme Hitlers, stand diesem „grand homme“, wie er ihn nannte, und dessen Politik aber ambivalent gegenüber. Vgl. zu Vacher de Lapouge v.a. Young, Gobineau und der Rassismus, 209-221; George L. Mosse, Die Geschichte des Rassismus in Europa, Frankfurt am Main, Fischer 1990, 76-86; Pierre-André Taguieff, *Sélectionnisme et socialisme dans une perspective aryaniste : théories, visions et prévisions de Georges Vacher de Lapouge (1854-1936)*, in: *Mil neuf cent 18*, 2000, 7-51; modifiziert in: Pierre-André Taguieff, *La couleur et le sang. Doctrines racistes à la française. Nouvelle édition refondue*, Paris, Mille et une nuits 2002, 199-326; Jennifer Michael Hecht, *Vacher de Lapouge and the Rise of Nazi Science*, in: *Journal of the History of Ideas* 61,2, 2000, 285-304; vgl. Jennifer Michael Hecht, *The End of the Soul. Scientific Modernity, Atheism, and Anthropology in France*, New York, Columbia University Press 2003, v.a. 168-210 (*No Soul, No Morality: Vacher de Lapouge*); weitere rezente Lit. bei Pierre-André Taguieff, Eric Voegelin, 1933 : *Un philosophe face à l'idée de race et au racisme*, in: E. Voegelin, *Race et état. Traduction de l'allemand par Sylvie Courtine-Denamy précédé de Eric Voegelin, 1933 : Un philosophe face à l'idée de race et au racisme par Pierre-André Taguieff*, Paris, Vrin 2007 (Bibliothèque des textes philosophiques), 7-88, 52 Anm. 3; und zuletzt Jean-Marie Augustin, *Georges Vacher de Lapouge (1854-1936) juriste, raciologue et eugéniste*, Toulouse, Presses de l'Université de Toulouse 1 Capitole 2011.

Vacher de Lapouge übte einen bedeutungsschweren Einfluß in Deutschland aus, und zwar nicht nur auf Chamberlain (vgl. Hecht, *Journal*, 296f.), sondern auch auf einen gewissen Hans F(riedrich) K(arl) Günther (1891-1968), vgl. Young, Gobineau und der Rassismus, 329; Taguieff, *ll.cc.*, 44f. bzw. 294-296 und v.a. Hecht, *ll.cc.*, 293f., 297-301 bzw. 196-202.

Hans F. K. Günther, vulgo Rasse(n)-Günther, war promovierter Germanist, seine Dissertation von 1914 galt dem 1509 in Augsburg im Druck erschienenen deutschen Volksbuch *Fortunatus*. Nach dem Ersten Weltkrieg betätigte er sich zunächst als Hilfslehrer und „völkischer“ Schriftsteller. Sein im 1890 gegründeten, auf völkisch-

rassistische-antisemitische Veröffentlichungen spezialisierten Münchener Verlag Julius Lehmann zuerst 1920 erschienenes Werk *Ritter, Tod und Teufel. Der heldische Gedanke* gefiel dem Verleger selbigen Namens (1864-1935) so gut, daß er Günther mit der Veröffentlichung einer *Rassenkunde des deutschen Volkes* betraute, die zu einem großen Publikumserfolg wurde (1. Auflage 1922). In der Folge publizierte Günther (zuallermeist wieder bei Lehmann) nahezu jedes Jahr ein weiteres einschlägiges Buch, u.a. *Rassenkunde Europas. Mit besonderer Berücksichtigung der Rassengeschichte der Hauptvölker indogermanischer Sprache* (zuerst 1924) und *Die Nordische Rasse bei den Indogermanen Asiens* (1934). Mit *Indogermanen* bezeichnet Günther hier durchaus zünftig Sprecher indogermanischer Sprachen, die Sprecher der indogermanischen Grundsprache aber setzt er im wesentlichen den Angehörigen der von ihm so genannten *nordischen Rasse* – dies ein ursprünglich vom französischen Anthropologen Joseph Deniker (1852-1918) geprägter Ausdruck (*race nordique*), dessen deutsches Äquivalent zuerst vom (bald akademisch etablierten) Anthropologen und Anatomen Eugen Fischer (1874-1967) gebraucht worden sein dürfte, vgl. Christopher M. Hutton, *Race and the Third Reich*, 103 mit Lit. – gleich, der nicht nur bestimmte vererbare somatische („hochgewachsene, schlanke, schmalgesichtige Rasse mit länglichen Kopfformen“), sondern auch (natürlich zuallermeist höchst positive) „seelische“ Eigenschaften zugeschrieben werden. „Rassenseele“ (d.h. eben bestimmte angebliche seelische Eigenschaften von „Rassen“) war für Günther also (wie vor ihm für Gobineau und Vacher de Lapouge, aber nicht für den Chamberlain der *Grundlagen* oder Ludwig Ferdinand Clauss/Clauß und Giulio / Julius Evola) genetisch bedingt und ein biologischer Begriff. Günther beeinflusste offenbar auch führende Nationalsozialisten wie Hitler und Heinrich Himmler; wenn es überhaupt so etwas wie eine offizielle nationalsozialistische Rassendoktrin gegeben hat, dann ist diese am ehesten die von Günther gewesen.

Günther war „der Autor, der – sieht man einmal von den parteioffiziellen Werken Hitlers und Rosenbergs ab – die höchsten Auflagen erzielte. So erreichte seine „Rassenkunde des deutschen Volkes“ bis 1942 eine Auflage von 125000 Exemplaren, die „Kleine Rassenkunde“ brachte es sogar auf 295000; dies waren denn auch die am häufigsten zitierten Werke. Zugleich war Günthers Rang als Person und Autor damals auch weithin unumstritten [...]. Seine Arbeiten waren auch in der Partei als „nationalsozialistisch“ anerkannt“ (Hans-Christian Harten – Uwe Neirich – Matthias Schwerendt, *Rassenhygiene als Erziehungsideologie des Dritten Reiches. Bio-bibliographisches Handbuch*, Berlin, Akademie Verlag 2006 (edition bildung und wissenschaft 10), 86f.; demgegenüber betont Stefan Breuer, *Ordnungen der Ungleichheit – die deutsche Rechte im Widerstreit ihrer Ideen 1871–1945*, Darmstadt, Wissenschaftliche Buchgesellschaft 2001, 70, 176 den Umstand, daß Günthers Lehre „niemals den Status einer offiziellen Doktrin des Dritten Reiches erhielt“, und sieht in Günthers „Doppelprogramm einer gezielten „Aufartung“ und „Aufordnung““ des deutschen Volkes zu Recht eine Strategie, die, konsequent durchgezogen, „zur Zerstörung des Ethnos“ via „Abspaltung des nordwestlichen, protestantischen Deutschland vom katholischen Süden [...], in dem das nordische Blut geringer vertreten sein sollte“, und zu einer übernationalen „Blutverschwörung der nordischen Menschen aller Völker und Stände“ geführt haben müßte).

Obwohl zunächst ohne naturwissenschaftliche Kenntnisse (vgl. den Brief des Verlegers an seinen Autor vom 8.12.1922 in Melanie Lehmann, *Verleger J. F. Lehmann, Ein Leben im Kampf für Deutschland, Lebenslauf und Briefe*, München, J. F. Lehmanns Verlag 1935, 184: „Mögen Sie im einzelnen in den Augen der Schulwissenschaft da oder dort einen

Fehler gemacht oder ein schiefes Urteil abgegeben haben“, „Auch über mich ist manchmal ein Zweifel gekommen, ob Sie berufen und befähigt seien, ein solches Buch zuschreiben, ohne die nötigen Fachkenntnisse zu besitzen. Heute sage ich, ich danke meinem Herrgott, daß ich den richtigen Instinkt gehabt habe und mich nicht durch Einwände meiner rassenkundlichen Fachfreunde habe abhalten lassen, an Ihnen festzuhalten“), wurde er doch schon bald auch von besagtem Eugen Fischer unterstützt; gemeinsam veröffentlichten beide das Werk „Deutsche Köpfe nordischer Rasse“ 1927 just im Verlag Lehmann. Gleichwohl wäre dem nicht habilitierten Günther wohl ebenso wie seinem Vorbild Vacher de Lapouge eine akademische Karriere versagt geblieben, hätten nicht die Nationalsozialisten zu seinen Gunsten eingegriffen: In Thüringen konnte die lokale NSDAP nach dem Gewinn eines Stimmenanteils von 11,3% schon im Januar 1930 in eine „bürgerliche“ Koalitionsregierung eintreten und in dieser mit Wilhelm Frick (1877-1946, als Kriegsverbrecher hingerichtet) den für die Universitäten zuständigen Innen- und Volksbildungsminister stellen. Noch im selben Jahr installierte Frick den „Rasse-Günther“ an der Universität Jena per Oktroi gegen den Willen der überwältigenden Mehrheit der dort wirkenden (eher konservativen als nationalsozialistischen) Professoren als Ordinarius für „Sozialanthropologie“ (dies ein von Vacher de Lapouge geprägter Terminus). Bei Günthers Antrittsvorlesung (mit dem Titel „Die Ursachen des Rassenverfalls des deutschen Volkes seit der Völkerwanderungszeit“) war nicht nur Göring, sondern auch Hitler selbst persönlich anwesend – diese „Auszeichnung“ ist später keinem anderen Universitätslehrer mehr widerfahren. „Am Abend wurde Günther von 1500 Fackelträgern geehrt [...] Vor der nächtlichen Marktkulisse Jenas wurde Günthers Berufung mit Ansprachen (u.a. von Göring) [...] zelebriert“ (Harten – Neirich – Schwerendt, 140). Die Nationalsozialisten lasen ihrem Parteimitglied (seit 1932) auch in der Folge alle Wünsche von den Augen ab: 1934 wurde Günther an die führende Universität Deutschlands, die Universität Berlin, berufen, wo er eine neugegründete „Anstalt für Rassenkunde, Völkerbiologie und Ländliche Soziologie“ leiten durfte, und als er sich daraufhin der sich aus diesem Ruf ergebenden Aufgabe, Vorträge und Vorlesungen beständig vor einem großen Publikum zu halten, bald selbst nicht mehr gewachsen fühlte (im Gegensatz zu seinem Rivalen Clauß/Clauss: „Clauss soll in Berlin 127 Studenten gehabt haben, Günther hingegen, der auch in Briefen an Darré über die Last der Lehre klagte, kurz vor seinem Weggang nach Freiburg nur noch vier“, Harten – Neirich – Schwerendt, 88f. Anm. 295) erging an ihn bald (1939) ein Ruf an eine andere, kleinere Universität, sc. die von Freiburg, wo in der Folge ein „Institut für Rassenkunde und Bauerntumsforschung“ speziell für ihn eingerichtet wurde (Harten – Neirich – Schwerendt, 141-143). Freilich wuchsen auch für Günther nicht alle Bäume in den Himmel: ein Buchmanuskript mit dem Titel „Die Unehelichen in erbkundlicher Betrachtung“, in dem er „die Hemmung der unehelichen Fortpflanzung“ propagierte, weil „Uneheliche in der Regel erblich minderwertig seien“ – er empfand in bezug auf (Ein-)Ehe und Familie wie sein Verleger, der eine Biographie des Schriftstellers und Libertins Hermann Löns (1866-1914) 1933 nicht zum Druck annehmen wollte, weil er zwar Löns „als einen Vorkämpfer nordischer Artung“, „der als Norde Überragendes geleistet hat“, verehrte, es aber ablehnte, „seinen Lebenswandel in sittlicher Richtung für unser Volk als vorbildlich oder auch nur als nachahmenswert zu bezeichnen“, da seine „Lebensauffassung“ „auf sittlichem Gebiet“, „wenn sie Gemeingut würde, unwiederbringlich zum Zusammenbruch des ganzen Volkes führen müßte“ (Melanie Lehmann, 278f.) – blieb als Folge eines Vetos von seiten Bormanns und Himmlers unveröffentlicht; der letztere plante nicht nur eine Fortpflanzung jenseits bürgerlicher Moralvorstellungen im Rahmen des „Lebensborns“ sowie eine Einführung der Mehrehe nach dem Krieg, sondern hatte selbst zwei uneheliche Kinder gezeugt

(Geoffrey G. Field, Nordic Racism, Journal of the History of Ideas 38, 1977, 523-540, 530f.; Harten – Neirich – Schwerendt, 143f.).

Nach 1945 wurde Günther zwar von akademischem Boden verbannt, konnte aber weiter publizieren. Angesichts seiner engen Komplizenschaft mit dem Nationalsozialismus zwischen 1930 und 1945 wäre es zweifellos völlig verfehlt, in Günther einen weltfremden Tüftler sehen zu wollen, der von den Nationalsozialisten bloß gleichsam mißbraucht worden sei – eben diese Einschätzung findet man nun aber nicht nur bei rechtslastigen Autoren wie dem Soziologen Gerhard Mackenroth (1903-1955, NSDAP-Mitglied seit 1933) – vgl. etwa Patrick Henßler, Rassenparadigma und Sozialhygiene in Gerhard Mackenroths wissenschaftlichen Arbeiten und Vorlesungen der Jahre 1933-1943, Historical Social Research / Historische Sozialforschung 31,4, 2006 = Sonderheft / Special Issue: Bevölkerungskonstruktionen in Geschichte, Sozialwissenschaften und Politiken des 20. Jahrhunderts. Transdisziplinäre und internationale Perspektiven / Constructing Population in 20th Century Historiography, Social Sciences, and Politics. Transdisciplinary and International Perspectives, Editors: Josef Ehmer, Werner Lausecker & Alexander Pinwinkler, 101-130, 127 Anm. 107: Günther von M. noch 1955 als „honoriger Deutscher“ dargestellt, dessen Werk bloß in die „Hände skrupelloser Politiker“ geraten sei (Zeitschrift für Geopolitik 26, 1955, 445-448); Andreas Vonderach, Sozialbiologie, Geschichte und Ergebnisse, Schnellroda, Institut für Staatspolitik 2012 (Berliner Schriften zur Ideologienkunde 2), 45: „Während die Nationalsozialisten sich auf seine Bücher beriefen, versuchte der eher konservative und zurückhaltende Günther – nicht immer erfolgreich –, auf Distanz zu ihnen zu bleiben, und veröffentlichte nach 1933 keine neuen Bücher mehr zum Thema Rasse“ (die letztere Behauptung ein klarer Fall von Fehlinformation) –, sondern auch in der grundlegenden Monographie zum sog. „Nordischen Gedanken“, sc. Hans-Jürgen Lutzhöft, Der Nordische Gedanke in Deutschland 1920-1940, Stuttgart, Klett 1971 (Kieler historische Studien 14). Tatsächlich gibt es starke Indizien zugunsten der Nullhypothese, daß Günther – trotz einer vergleichsweise gemäßigten Ausdrucksweise in bezug auf „die“ Juden in seinen Publikationen (vgl. etwa Huttom, Race and the Third Reich, 54) – ein nicht weniger scharfer Antisemit als die meisten seiner Leser und Förderer gewesen ist, vgl. Field, Nordic Racism, 536-539; Harten – Neirich – Schwerendt, 142 („[...] legt den Schluß nahe, daß Günther, dessen Schriften sonst in einer relativ aggressionsfreien Sprache verfaßt waren, durchaus auch rassenpolitisch Einfluß nehmen wollte“). Sein Förderer und Verleger Lehmann verglich „die“ „Seelen vergiften[den]“ Juden jedenfalls schon 1926 mit – offenbar auszurottenden – „Rotzbazill“en: „Dem Rotzbazillus mache ich gewiß keinen Vorwurf, wenn er ein Pferd zur Strecke bringt; aber ich setze alle Mittel des Geistes in Tätigkeit, um diesen Rotzbazillus, Mommsen nannte ihn das „Ferment der Dekomposition“, unschädlich zu machen“ (Melanie Lehmann, 209). Auch noch weitere Lit. zu Günther bei Pesditschek, Barbar, Kreter, Arier, Band 1, 192f. Anm. 1066; dazu weiters Peter Schwandt, Hans F. K. Günther. Porträt, Entwicklung und Wirken des rassistisch-nordischen Denkens, Saarbrücken, VDM Verlag Dr. Müller 2008 (non vidi; nur 164 S.).

Mit Gobineau, Chamberlain, Vacher de Lapouge und Günther wurden nur die vier bei weitem wirkmächtigsten Vertreter einer Gleichsetzung der Mitglieder der urindogermanischen Sprachgemeinschaft mit einer von anderen „Rassen“ (in Sonderheit der „semitischen“) gerade auch in ethisch-charakterlicher Hinsicht verschiedenen (und zwar üblicherweise überlegen gedachten) „arischen“ = „indoeuropäischen“ = „indogermanischen“ = „nordischen“ „Rasse“ erwähnt. Ähnliche Ansichten sind

zumindest dem Anschein nach im 19. Jahrhundert auch noch von einer Reihe anderer Autoren vertreten worden.

Zu nennen sind hier etwa außerhalb der Heimat Gobineaus der Kulturhistoriker und Ethnologe Gustav (Friedrich) Klemm (1802-1867) – vgl. insbes. Reinhart Eigenwill, Kulturgeschichte als Rassengeschichte. Die Stellung des Dresdner Kulturhistorikers und Bibliothekars Gustav Klemm in der Geschichte der völkischen Bewegung in Deutschland, Neues Archiv für sächsische Geschichte 65, 1994, 131-135 –, der Orientalist, Theologe und auch Koptologe Paul de Lagarde né Paul Anton Bötticher (1827-1891), der in seiner Schrift „Juden und Indogermanen“ von 1887 das „Ungeziefer“ „der“ (sc. nicht assimilierten) Juden mit „Trichinen und Bazillen“ gleichsetzte („Mit Trichinen und Bazillen wird nicht verhandelt, Trichinen und Bazillen werden auch nicht erzogen, sie werden so rasch und so gründlich wie möglich vernichtet“; vgl. die Monographie Ulrich Sieg, Deutschlands Prophet. Paul de Lagarde und die Ursprünge des modernen Antisemitismus, München, Hanser 2007; gleichwohl war de Lagarde mit dem weltweit führenden deutschen Ägyptologen Adolf Erman befreundet, dem schließlich noch kurz vor seinem Tod ein Lehrverbot an der Berliner Universität wegen seiner jüdischen Vorfahren erteilt werden sollte, cf. Heike Behlmer, Adolf Erman und Paul de Lagarde, in: Bernd U. Schipper (Hg.), Ägyptologie als Wissenschaft. Adolf Erman (1854–1937) in seiner Zeit, Berlin/New York, de Gruyter 2006, 276-293), die als Wissenschaftler auf ihren Spezialgebieten höchst bedeutsamen und verdienstvollen Indologen Christian Lassen (1800-1876, ein in Deutschland wirkender gebürtiger Norweger, der schon 1847 en passant leugnete, daß *die Semiten das harmonische Gleichmaß aller Seelenkräfte besitzen, durch welche die Indogermanen hervorragten*) und Friedrich Max Müller (1823-1900, ein in England wirkender Sohn des „Winterreise“-Dichters und auch Homerforschers Wilhelm Müller; Max Müller war freilich offenbar kein Antisemit und wollte mit seiner 1847 bei seiner Antrittsvorlesung in Oxford vorgetragenen These von einer rassistischen Zusammengehörigkeit der Inder und Engländer eher die Inder auf- als etwa die Semiten abwerten; 1888 erklärte er: „To me an ethnologist who speaks of Aryan race, Aryan blood, Aryan eyes and hair, is as great a sinner as a linguist who speaks of a dolichocephalic dictionary or a brachycephalic grammar“, vgl. E. F. K. Koerner, Observations on the Sources, Transmission, and Meaning of ‘Indo-European’ and Related Terms in the Development of Linguistics, Indogermanische Forschungen 86, 1981, 1-29, hier 21) sowie der Genfer Universalgelehrte (u.a. sowohl Keltologe wie Ballistiker) Adolphe Pictet (1799-1875), u.a. der Verfasser eines zunächst zwei- und schlußendlich dreibändigen die linguistische Paläontologie begründenden Werkes *Les origines indo-européennes ou les Aryas primitifs. Essai de paléontologie linguistique*, Paris 1859-1863; ²1877 – vgl. zu deren einschlägigen Aussagen etwa Mosse, Die Geschichte des Rassismus, 66f.; E. F. K. Koerner, Ideology in 19th and 20th century study of language, 13f.; Maurice Olender, Les langues du Paradis. Aryens et sémites : un couple providentiel. Édition revue et augmentée, Paris, Gallimard/Le Seuil 2002, 157-197; Hans Henrich Hock, Did Indo-European linguistics prepare the ground for Nazism?, 169f.; Hans Henrich Hock / Brian D. Joseph, Language History, Language Change, and Language Relationship², 500; Chen Tzoref-Ashkenazi, Der romantische Mythos vom Ursprung der Deutschen. Friedrich Schlegels Suche nach der indogermanischen Verbindung, Göttingen, Wallstein 2009 (Schriftenreihe des Minerva Instituts für deutsche Geschichte der Universität Tel Aviv, Band 29), 220-230; sowie auch generell Klaus von See, Barbar, Germane, Arier. Die Suche nach der Identität der Deutschen, Heidelberg, Winter 1994, 283-318 („Arier und Semiten“).

Für Gobineau und die Folgen im Frankreich des 19. Jahrhunderts bis auf Vacher de Lapouge vgl. v.a. E. J. Young, Gobineau und der Rassismus, 138-209.

Eine Fundgrube für irgendwie einschlägige Äußerungen stellt natürlich auch das selbst in höchstem Maß rassistische Werk des glühenden Gobineau-Verehrers (sowie auch -Übersetzers) Ludwig Schemann (1852-1938), *Die Rasse in den Geisteswissenschaften. Studien zur Geschichte des Rassengedankens*, [Band I,], München, Lehmanns Verlag 1928 dar, vgl. etwa 342-348 („Zum Vorrang der Indogermanen“, „Arier und Semiten“), 378-381 („Einheitlichkeit der Indogermanen“, „Der Gegensatz von Semiten und Ariern“); 344 Anm. 904 zitiert er triumphierend die folgende Aussage des großen Orientalisten und Indogermanisten jüdischer Herkunft Theodor Benfey (1809-1881) aus dem Jahr 1869: „Der indogermanische Stamm, welcher, mit den mannigfaltigsten und tiefsten Anlagen ausgestattet, in seinen vier Hauptzweigen, dem indischen, griechischen, römischen und germanischen, alle Triebe des Geisteslebens, vor allem Kunst und Wissenschaft, in einer Weise entwickelt und entfaltet hat, welche alles überragt, was, soweit uns bekannt, die gesamte übrige Menschheit versucht hat.“

In der Zeit der Weimarer Republik und insbesondere in der NS-Zeit waren Lobpreisungen des und Bekenntnisse zum Indogermanentum qua einer gerade auch in charakterlicher Hinsicht insbesondere auch den Semiten überlegenen Rasse – wobei die Überlegenheit der indogermanischen Rassenseele zumeist, aber nicht immer genetisch-biologisch begründet wurde – jedenfalls von *nichtindogermanistischer* Seite dann natürlich Legion. Diesbezüglich herausragende österreichische Geisteswissenschaftler wie etwa der Althistoriker Fritz Schachermeyr wurden schon erwähnt. Genannt seien hier etwa noch der Anthropologe und Ethnologe Otto Reche (1879-1966), der 1924-1927 als Ordinarius an der Universität Wien (sc. Direktor des Ethnologisch-Anthropologischen Instituts) wirkte, 1931 eine bedeutsame Entdeckung auf dem Gebiet der Blutgruppenforschung machte (Fluoreszenzdiagnose), schon 1921 „die Sprache“ zu einem „Teil der Rassenseele“ erklärte und schließlich 1936 natürlich bei Lehmann eine Monographie *Rasse und Heimat der Indogermanen* veröffentlichte, wo es u.a. hieß: „Das, was wir ‚Weltgeschichte‘ nennen, ist im Grunde nichts anderes, als die *Geschichte des Indogermanentums und seiner Leistungen*, das gewaltige, erhebende und zugleich tragische *Heldenlied der Nordischen Rasse* und ihres Idealismus; ein Lied, das uns berichtet, wie die Kraft der Rasse das scheinbar Unmögliche schafft und seine Hand fast nach den Sternen reckt, und wie diese Kraft nur zu schnell erlischt dort, wo das ‚Gesetz der Rasse‘ vergessen wird, wo nordische Menschen die Reinheit ihres Blutes nicht mehr zu wahren wissen und sich mit Rassen geringerer kultureller Begabung stark vermischen“ (vgl. die Monographie Katja Geisenhainer, *Rasse ist Schicksal*. Otto Reche (1879-1966). Ein Leben als Anthropologe und Völkerkundler, Leipzig, Evangelische Verlagsanstalt 2002) sowie der Anthropologe Egon Freiherr von Eickstedt, dem ebenfalls eine Monographie gewidmet wurde: Dirk Preuß, „Anthropologe und Forschungsreisender“. Biographie und Anthropologie Egon Freiherr von Eickstedts (1892–1965), München, Utz 2009 (Geschichtswissenschaften, Band 21).

Die professionellen Indogermanisten hielten sich nun auch noch nach 1900 in der Regel von Rassenspekulationen und rassistischen Äußerungen fern. Wie Hock, *Did Indo-European linguistics prepare the ground for Nazism?*. 172f. mit Recht hervorhebt (vgl. Hock/Joseph, *Language History*, 501f.), kann in dieser Hinsicht die 1936 bei Carl Winter, Heidelberg erschienene zweibändige *Festschrift für Herman Hirt* (der laut Römer, *Sprachwissenschaft und Rassenideologie*, 72 „den Rassengesichtspunkt bei der Erörterung des Indogermanenproblems stets weit von sich gewiesen hatte“) mit dem Generaltitel *Germanen und Indogermanen: Volkstum, Sprache, Heimat, Kultur* als repräsentativ und ikonisch gelten: Band 1 mit dem Untertitel *Ergebnisse der*

Kulturhistorie und Anthropologie mit Beiträgen von Nichtindogermanisten huldigt völlig dem Zeitgeist („is full of references to “race” and the alleged “Nordic race” of the Indo-Europeans“; Beiträge lieferten hier unter anderem Günther und Reche), Band 2 mit dem Untertitel *Ergebnisse der Sprachwissenschaft* „is conspicuously silent on this matter“.

Hock 172 (vgl. Hock/Joseph 501) verweist auch auf des Indogermanisten Hans Krahe (1898-1965) Rezension von Günther, *Herkunft und Rassengeschichte der Germanen*, Lehmann 1935 in: *Indogermanische Forschungen* 58, 1942, 190f., die ihm offenbar ebenfalls ein Beispiel von indogermanistischem Dissidententum „at the height of Nazi rule“ scheint (vgl. Römer, 67f.: „Hans Krahe, dessen Rezensionen von Rassenbüchern der NS-Zeit in dem indogermanischen [sic] Fachorgan „Indogermanische Forschungen“ von äußerster Zurückhaltung und vom Beharren auf der sprachlichen Basis des Indogermanenproblems zeugen“); hier argumentiert der Würzburger Ordinarius Krahe dahingehend, „daß auch die Germanen – wie alle anderen Völker idg. Zunge – ein Gemisch aus idg. und nicht-idg. Bestandteilen darstellen“ (wobei für ihn ausdrücklich „idg.“ ein nur sprachlicher Begriff ist“), freilich lobt er hier aber auch „das 3. Kap.: „Die Rassen- und Erbgesundheitspflege der Germanen und ihr Ursprung aus der germanischen Frömmigkeit“ [...], in welchem gezeigt wird, wie wesentliche Züge in Recht und Sitte der Germanen (und auch schon Indogermanen) sich aus dem Streben nach Rassenreinheit des Adelsbauerntums, nach Züchtung und Auslese erklären und wie solches Streben in einer „Frömmigkeit nordischer Artung“ wurzelt“, was Römer, 142 nicht entgangen ist: „Hans Krahe, der Reche unsanft behandelt hat (s. S. 78), weist gegenüber dem andrängenden Rassismus in der Sprachwissenschaft doch eine gewisse Blindheit auf. [...] Krahe sieht das Ideologische nicht, auf jeden Fall kritisiert er es nicht, er zählt nur die linguistischen Fehler auf. 1942 hat er für Günthers „Herkunft [...]“, 1935, einiges Lob übrig [...] und redet ernsthaft über Rassenreinheit, Adelsbauerntum, Züchtung und Auslese.“

Doch wird bei einer Besprechung von Günthers (und vergleichbaren) Thesen während der NS-Zeit ein gewisses Lavieren unumgänglich gewesen sein:

So schrieb etwa auch der als entschiedener NS-Gegner geltende Albert Debrunner (1884-1958), gegen den 1935 ein Amtsenthebungsverfahren an der Universität Jena eingeleitet wurde, „nachdem er sich im Dezember 1934 in einem Schreiben gegen eine Sammlung des Winterhilfswerks gewendet hatte“ (worauf der Schweizer Debrunner von Jena nach Bern zurückging und gleichzeitig der in Bern als NS-Propagandist unliebsam gewordene Deutsche Walter Porzig von Bern nach Jena wechselte), 1934 in *Indogermanische Forschungen* 52, 149-151 dem Anschein nach zustimmend von einer „Doppelpflicht: dem Volk *und* der Wissenschaft zu dienen“ und rühmte augenscheinlich die Indogermanistik dafür, „daß der Begriff „arisch“, der heute in aller Mund ist, aus der indogermanischen [...] Sprachwissenschaft stammt und erst von dort in die Völker- und Rassenforschung übergegangen ist“.

Der in hohem Maße nonkonformistische Klassische Philologe Franz Dornseiff (1888-1960), ebenfalls ein entschiedener NS-Gegner und Sohn einer „Halbjüdin“, der nach 1945, wiewohl ein „bürgerlicher“ Wissenschaftler, für die SBZ/DDR optierte, war so sehr an sprachwissenschaftlichen Fragen interessiert, daß er 1933 eine noch heute als Standardwerk geltende Monographie „Der deutsche Wortschatz nach Sachgruppen“ bei de Gruyter veröffentlichte. Dort hieß es in der Vorrede zunächst, d.h. noch in einem Teil der 1. Auflage: *Durchgeführter Fremdenhaß würde die deutsche Sprache genau so zerstören wie eine Austreibung der nicht blond langschädelig blauäugig gerassten Menschen aus dem deutschen Staat die Bevölkerung beseitigen würde.* Diese Passage war nicht zu halten, Dornseiff selbst stimmte offenbar ihrer Ersetzung zu, vgl. Jürgen Werner,

„Die Welt hat nicht mit den Griechen angefangen“. Franz Dornseiff (1888–1960) als Klassischer Philologe und als Germanist, Leipzig, Verlag der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig, in Kommission bei S. Hirzel Stuttgart/Leipzig 1999 (Abhandlungen der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig, Philosophisch-historische Klasse 76,1), 29-36.

Das ehrenvollste Urteil über das Verhalten der Indogermanistik bis 1938 hat wohl in eben diesem Jahr der Indogermanist Hermann Güntert (1886-1948) gefällt, der damals ein überzeugter Nationalsozialist gewesen ist oder jedenfalls den Anschein eines solchen erwecken wollte. Als nomineller Hauptherausgeber der in diesem Jahr in einem neuen Format beginnenden „Neuen Folge“ der Zeitschrift „Wörter und Sachen“ verfaßte er einen Grundsatzartikel mit dem Titel „Neue Zeit – neues Ziel“ (Wörter und Sachen. Zeitschrift für indogermanische Sprachwissenschaft, Volksforschung und Kulturgeschichte, in Verbindung mit Walter [sic] Wüst herausgegeben von Hermann Güntert unter Mitarbeit von R. von Kienle, H. Kuen, W. Porzig, K. Stegmann von Pritzwald und L. Weisgerber, Neue Folge Band I/1938 (Band 19), 1-11). Hier heißt es gleich zu Beginn: *[...] wie Sprache Kultur ermöglicht, so wirkt umgekehrt die Kultur einer Sprachgemeinschaft immer wieder auf die Sprache zurück und bildet sie um. Bei diesem dynamischen Wechselverhältnis des aktiven und passiven Wesens einer Sprache ist kein selbstgenügsames Zurückziehen auf bloße äußere Formen, auf „reine“, formale Grammatik im engeren Sinn ersprießlich, soll die indogermanische Sprachwissenschaft lebendige Macht innerhalb des Ganzen deutscher Wissenschaft sein und die ihr gebührende Bedeutung im Geistesleben des deutschen Volkes und bei der geistigen Ausbildung der Jugend wiedergewinnen, wie das in der Zeit ihrer Begründung schon einmal wirklich der Fall war. Welch ein Abstieg in der geistigen Gesamthaltung von der Sprachbetrachtung eines HERDER, HUMBOLDT oder GRIMM bis zu den Flachheiten etwa von PAULS „Prinzipien“! Bloßes Sammeln, Feststellen, Beschreiben äußerlichster Dinge, die wir nur als Vorarbeit im Material schätzen, galt als letzte „philologische Tugend“ mit dem notwendigen Mißerfolg, daß sich diese Buchstaben-Wissenschaft durch eigene Schuld in eine völlige Isolierung hineinbornierte! „Lautgesetze“ wirkten irgendwo in einem leeren Raum, ein Strickgewirr von tausend und abertausend „Analogiebildungen“ überspann die große Entwicklungslinie sprachlichen Werdens, allgemeine „Triebkräfte“ wurden aus Vergleichung alles Vergleichbaren ohne Rücksicht auf die besonderen völkischen und zeitlich-kulturellen Bedingungen und geschichtlichen Verwurzelungen festgestellt, eine Art allgemeiner Sprachmathematik entstand mit der falschen Illusion und stillschweigenden Voraussetzung eines allgemeingültigen, allgemeinmenschlichen Sprachbegriffs, so daß z. B. für eine syntaktische Erscheinung Belege aus der vedischen Zeit gleichwertig galten mit solchen aus irischer, armenischer oder russischer Sprache [...]. Kein Wunder, daß viele Kulturforscher „Lautschiebereien“ und formale Allerweltsvergleiche über die Achsel ansahen. Demgemäß lehnt Güntert hier auch den (in der damaligen Indogermanistik üblicherweise jedenfalls implizit akzeptierten) Begriff einer „allgemeinen Sprachwissenschaft“ ab, weil hinter jeder Sprache die Volkheit stehen muß, die sie formt; wir verwerfen das idealistisch-humanistische Menschheitsideal, den Individualismus sowohl wie die Humanitätsidee, und er verurteilt auch ein starres Grammatikerwissen von toten Sprachen. Daß Güntert hier als korrekter und auf der Grundlage der Güntherschen Lehre stehender Nationalsozialist gelten wollte, zeigt in Sonderheit seine Warnung vor Volks- und Rassefremden : *Sprache allein macht niemals zum wahren Volksgenossen. Denn jede Sprache ist Ausdruck der Eigenart eines Volkes, und die ist abhängig von den viel tiefer wirkenden, aus der Tiefe des Unbewußten quellenden, biologischen Mächten, von der Rasse, von der Erbmasse [...]. Ein Volks- und Rassefremder wird dadurch, daß er eine ihm**

ursprünglich fremde Sprache spricht, also nun mit deren Aufbau „die Welt betrachtet“, nicht zum Volksgenossen werden, auch wenn die ursprünglich fremde Sprache sogar schon seine Vorfahren gebraucht haben sollten [...] Hätten solche Rassenfremden dauernd Einfluß, dann würden sie die Sprache nach ihrer Art umprägen und ihrer Seelenart möglichst anzupassen suchen, d. h. sie würden Schädlinge und Verderber dieser Sprache. [...] Volk schafft sich seine ihm gemäße Sprache, aber nicht umgekehrt! Volk ist die alles Sprachleben beherrschende Macht, der alles sprachliche Geschehen und Dasein unterzuordnen ist. Als schädlich (wie offenbar jüdischer Einfluß auf die deutsche Sprache) wird nun des weiteren auch die Neigung (offenbar von Forschern wie Wilhelm Schulze und Jacob Wackernagel) nach der historischen Einzelgrammatik beurteilt: Mag eine solche [...] in den Zeiten einer liberalistischen Auflösung verständlicher gewesen sein, so war sie für die indogermanische Sprachforschung besonders schädlich, eben weil diese ihrem Grundwesen nach eine allgemein verbindende, zusammenfassende, an der Ganzheit orientierte Wissenschaft darstellt. Die Zukunft des Faches liegt für Güntert dann nach den damaligen Maßstäben politisch wiederum höchst korrekt augenscheinlich in einer Fühlung [...] insbesondere mit Vorgeschichte, Rasseforschung und vergleichender Religionsgeschichte, und sogar der Terminus „arisch“ wird von ihm hier (ganz anders als in anderen sprachwissenschaftlichen Publikationen auch der damaligen Zeit, vgl. insbesondere den höchst objektiven und von NS-Zungenschlag völlig freien Aufsatz Hans Siegert, Zur Geschichte der Begriffe „Arier“ und „arisch“, eben in Wörter und Sachen [nunmehr herausgegeben von Siegerts akademischem Lehrer Walther Wüst in Vertretung (des erkrankten) Hermann Güntert] Neue Folge Band IV/1941-42 = Band 22, 73-99, und hier besonders den Schlußsatz: „[...] um so mehr ist es nötig, daß die exakte Wissenschaft für ihre Forschung, abgesehen von dem unmißverständlichen Kompositum „indoarisch“ und der Gleichsetzung von arisch mit indoiranisch, überhaupt auf den Terminus „arisch“ verzichtet“) durchaus im NS-Sinn gebraucht (Gerade die indogermanische Sprachforschung untersucht Eigenart, Entwicklung, Schicksal und Geschichte unseres arischen Ahnenkreises).

Noch um 1934 war allerdings Güntert selbst gar nicht mit der Güntherschen Rassenlehre konform gegangen. In seinem in diesem Jahr im Heidelberger Verlag Carl Winter erschienenen Büchlein *Der Ursprung der Germanen* (Kultur und Sprache 9), dessen Manuskript er zunächst vergebens beim Verlag Lehmann eingereicht hatte und dessen Vorbemerkung er „am 21. März 1933, dem Frühlings-Werdetag eines neuen, nationalen Deutschlands“ abgeschlossen haben wollte (S. 7), gibt es einen eigenen Abschnitt „Rasse und Sprache“, wo man folgendes liest: *Zunächst weisen wir die häufig gebrauchten Ausdrücke, wie „indogermanische“, „arische“, „germanische“ Rasse ganz ab; denn die Wörter „indogermanisch“, „arisch“, „germanisch“ usw. sind sprachwissenschaftliche Ausdrücke und bezeichnen die Angehörigen einer Sprachgemeinschaft. „Rasse“ dagegen, ein naturwissenschaftlicher Ausdruck, geht zunächst auf körperliche Eigenschaften des Menschen. Sprach- und Rassengemeinschaft decken sich aber ganz und garnicht, und man kann bestimmt sagen: eine völlig einheitliche germanische Rasse hat es niemals gegeben. [...] Und auch die Indogermanen selbst können, schon weil sie dauernd wanderten und sich mit anderen Völkern durchsetzten, nicht reinrassig gewesen sein. [...] Das genügt, um zu begründen, weshalb ich es für ausgeschlossen halte, die Indogermanen- oder Germanenfrage vom Standpunkt der sog. Reinrassigkeit zu lösen. Man bedenke, wie oft ein Volk seine Sprache im Lauf der Geschichte aufgegeben hat [...]. Sprachgemeinschaft und Rasseneinheit decken sich nicht: „Indogermanen“ und „Germanen“ aber bezeichnen zunächst Sprachgemeinschaften, wie immer wieder eingeschärft werden muß. Auch ein anderes Vorurteil mag gleich berichtigt*

werden: man meint öfter, Rassenmischung müsse stets unheilvoll sein und den Niedergang der Mischlinge bewirken. Das ist so ohne weiteres nicht richtig [...] andererseits ist schon oft durch günstige Blutmischung ein Volk wie eine Einzelpersönlichkeit sogar besonders gefördert worden. Was die „Indogermanen“ anlangt, so scheint mir ihre weltgeschichtliche Machtstellung gerade auf solchen günstigen Mischungen und anderer Blutzufuhr zu beruhen [...]. Eine günstige Rassenmischung ist wie eine Neuzeugung und kann sehr förderlich sein. [...] Es ist bekannt, daß Friesen verhältnismäßig „rein germanisch“ sind, wie man gern sagt: haben aber Friesen die bedeutenden Persönlichkeiten Deutschlands hervorgebracht? Im Gegenteil, man wird gerade bei den „deutschesten“ Männern, die Hervorragendes auf irgendeinem Gebiet geleistet haben, oft keine [...] „rein nordischen“ Rassenzüge finden, sondern Einschläge aus anderen Rassen: gerade die Spannung infolge der Blutmischung kann zu besonderen Leistungen begaben. [...] ist auch bei geschlossenen Völkern eine gewisse Rasse Mischung naturnotwendig, soll das Volk lebensfähig bleiben. Man weiß, daß Inzucht zur Entartung führt. [...] Das pflegen solche zu übersehen, die von „unbedingter Rassereinheit“ schwärmen. [...] Die Ansicht, die Germanen seien eine „ungemischte Urrasse“, ist ebenso romantisch naiv und unhaltbar wie die frühere Anschauung, das Indogermanische sei eine Ursprache [...] (S. 73-76; vgl. auch S. 129: gerade in der Art der Völkermischung, die einer Neuzeugung ähnlich ist, liegt die Voraussetzung höherer Leistungen). Güntert bezweifelte für „Rassen“ damals sogar eine genetisch bedingte Konstanz bei körperlichen Eigenschaften: Im übrigen ist über jeden Zweifel erhaben, daß sich die menschlichen Rasseigenschaften unter dem Einfluß der Umwelt, des Klimas und der Landesnatur ändern: wie schnell nehmen z. B. Deutsche, die in Amerika leben, den bezeichnenden, amerikanischen Gesichtstypus an (S. 76). Zur Zeit der Abfassung dieser Passagen stand Güntert statt im Banne der Güntherschen Rassenlehre offenbar viel eher unter dem Einfluß der dezidiert nicht rassistisch-biologistischen Kulturtheorie des Geschichtsphilosophen und zuletzt erbitterten NS-Gegners Oswald Spengler (1880-1936), des Autors des höchst einflußreichen, unmittelbar nach dem Ende des Ersten Weltkriegs erschienenen „Kultbuches“ „Der Untergang des Abendlandes“, der bzw. dem es nach Klaus von See, Barbar, Germane, Arier, 223f. in erster Linie zu verdanken ist, „daß die Rassentheorie zwischen den Weltkriegen nicht die Resonanz findet, die sie selbst zu verdienen meint“.

Überdies nahm Güntert hier wie auch schon in einigen älteren Arbeiten für die Angehörigen der indogermanischen Sprach- und Kulturgemeinschaft auch noch eine Herkunft aus, d.h. eine sogenannte „Urheimat“ in „den endlosen Steppen des Ostens“, d.h. eine „asiatische Heimat der Indogermanen“ statt einer „nordischen Urheimat“ „an der Ostsee oder in Mitteldeutschland“ an (vgl. v.a. S. 116-128); die Nationalsozialisten bevorzugten demgegenüber gerade eine „nordische Urheimat“, stand eine solche These doch viel besser im Einklang mit ihrer Behauptung, von allen ursprünglich „indogermanischen“ = „nordrassischen“ Völkern hätten die Germanen bzw. speziell die Deutschen das „nordische Blut“ am besten, d.h. reinsten, bewahrt, während die anderen ursprünglich „nordrassischen“ Völker wie z.B. die Griechen ihren ursprünglich „nordischen“ Charakter infolge von Rasse Mischung – d.h. Vermischung mit nicht „nordrassischen“ unterjochten Völkern in eroberten Gebieten fern der „Urheimat“ – in der Regel schon frühzeitig aufgegeben hätten, vgl. für die Griechen exemplarisch etwa Paul Schultze-Naumburg, Wie ist die heutige Bevölkerung Griechenlands rassistisch zu deuten?, Rasse (Monatsschrift für den Nordischen Gedanken) 8, Heft 6, 1941, 249-254 (250: „Es genügt darauf hinzuweisen, daß vom Peloponnesischen Kriege an eine Gestaltwandelung in dem griechischen Volkskörper vor sich geht, der nur mit „Auswechseln des Blutes“ bezeichnet werden kann“).

Obwohl Güntert seit jeher „völkisch“ empfunden und offenbar auch schon 1930 ein sehr „korrektes“ Verhältnis zur NSDAP unterhalten hat – er gab in diesem Jahr „Informationen aus einer vertraulichen Dienstbesprechung vom 25. Juli 1930“ über die von der Mehrheit der Heidelberger Professoren abgelehnte Ernennung des jüdischen Pazifisten Emil Julius Gumbel (1891-1966) zum außerordentlichen Professor (für Statistik) „an die NS-Landtagsfraktion in Karlsruhe weiter“ (Rudolf Wachter/Amina Kropp, Allgemeine und vergleichende Sprachwissenschaft, in: Wolfgang U. Eckart (Hg.), Die Universität Heidelberg im Nationalsozialismus, Heidelberg, Springer 2006, 371-389, hier 372f.) –, dürfte die Machtübernahme durch die Nationalsozialisten für ihn dann doch eine eher unliebsame Überraschung dargestellt haben, die für ihn selbst im Hinblick auf die gerade genannten eigenen wenig NS-kompatiblen Thesen nichts Gutes verheißen mochte (tatsächlich wurde dann jedenfalls sein Buch im nationalsozialistischen Deutschland durchwegs negativ rezipiert; unter den Indogermanisten tat sich hier Franz Specht [1888-1949, NSDAP-Mitglied erst seit 1.2.1940] hervor, vgl. etwa „Die Urheimat der Indogermanen und Germanen“, Geistige Arbeit 1934/nr. 16 vom 20. August 1934, 1f.). Jedenfalls gibt es mehrere Passagen im Büchlein „Der Ursprung der Germanen“, die sich am besten als späte Zusätze zwecks persönlicher Schadensbegrenzung verstehen lassen, so außer der schon erwähnten Datierung der „Vorbemerkung“ auf S. 7 etwa die Seiten 172-175 mit höchst NS-affinen apodiktischen Behauptungen wie *Die größte Gefahr für das deutsche Geistesleben ist Überfremdung, weil sie das eigengesetzliche Wachstum stört. Daher sind alle Lockungen undeutscher Gruppen mit „internationaler“, weltbürgerlicher oder bolschewistisch-nihilistischer Gesinnung die natürlichen Feinde des Deutschtums, die am Mark seines Lebens nagen und es vernichten. Besonders gefährlich ist aber auch [...] die übergroße Anziehungskraft des Südens und die allzuwillige Anerkennung seines Schönheitsideals. Bereits die Jugend muß vor diesem volks- und wesensfremden Götzenbild gewarnt werden. Es gilt die Lüge von sogenannten „ewigen“ Vorbildern der antiken Kultur zu durchschauen. [...] Griechelei [...] macht weichlich und schlaff und untergräbt die gesunde Volkskraft; unsere Jugend braucht herbere Kost! [...] Süden ist Tod. Vergeßt nicht: Ihr seid Kinder des Eises* [die beiden letzten Sätze Zitat aus dem „Nornenbuch“ des im Banne von Stefan George stehenden Germanisten und Lyrikers Ernst Bertram (1884-1957), der die Bücherverbrennung vom 10. Mai 1933 mit „Weiheversen“ gefeiert hatte] oder das lange Zitat aus einer Rede Hitlers S. 182f. (vgl. auch dessen Charakterisierung als „Arzt, der in der äußersten Krise die Eiterbeulen aufschneidet, bevor die tödliche Blutvergiftung eingetreten war“, in: Das germanische Erbe in der deutschen Seele, Zeitschrift für Deutschkunde 48, 1934, 449-462, hier 460).

Ein völliger Widerruf seiner aus NS-Sicht „politisch unkorrekten“ Thesen hätte freilich einen völligen Gesichtsverlust bedeuten müssen. So zog Güntert es vor, nach und nach mehr oder weniger (un)merklich zurückzurudern: In seiner nächsten Monographie *Altgermanischer Glaube nach Wesen und Grundlage* (Heidelberg, Winter 1937) werden zunächst einmal indogermanischsprachige „Kriegergruppen“ als „reinnordisch“ bezeichnet (*Aus enger Vermischung fälisch-nordischer megalithkeramischer Großbauernstämme und reinnordischer Kriegergruppen der Schnurkeramiker und Streitaxtleute sind die historischen Germanen zu neuer Einheit erwachsen*, S. 48), was Güntert dann wenig später sogar folgende Volte ermöglicht: *Bei den Germanen aber stehen die sich mischenden Hauptkomponenten, fälisch-nordisch, sich selbst sehr nahe, und daher können die Germanen als ein besonders rassereines indogermanisches Volk bezeichnet werden* (S. 50). Und auch in der Monographie *Geschichte der germanischen Völkerschaften* (Leipzig, Bibliographisches Institut 1943, Meyers Kleine Handbücher; Band 27/28, verfaßt schon 1938, vgl. die Datierung der ersten Vorbemerkung mit März

1938, in den Geburtstagen des Großdeutschen Reiches) finden sich zahlreiche völlig NS-konforme Aussagen wie *Stärkere Mischlingsnatur und Bastardierung aber wird niemand für einen Beweis des reinsten Adels ansehen können!* (S. 7), *die nach ihrer Sprachverwandtschaft „Indogermanen“ benannte Völkergruppe war in ihrem Kern eine Menschengruppe nordischer Rasse* (S. 8), *Juden haben überall leicht die Sprache des Volks gelernt und gesprochen, in dessen Reihen sie sich parasitisch festsetzten, ihre Rasse und Rasseeigentümlichkeiten in ihrer weitervererbten Volkssubstanz haben sie deshalb nicht aufgegeben und aufgeben können* (S. 8) oder *So darf man die Germanen als das besonders dynamisch veranlagte, indogermanische Einzelvolk, als den reinsten geschichtlichen Vertreter der nordischen Rasse bezeichnen* (S. 16).

Vgl. zu all diesen Aspekten des Güntertschen Spätwerkes die vorzügliche, durchwegs ausgewogene Untersuchung von Bruce Lincoln, Hermann Güntert in the 1930s.

Heidelberg, Politics, and the Study of Germanic/Indogermanic Religion, in: *The Study of Religion under the Impact of Fascism*. Edited by Horst Junginger, Leiden / Boston, Brill 2008 (Numen Book Series, Volume 117), 179-204.

Zu Günterts Versuchen, im Hinblick auf seine nicht unrisikanten Germanen- und Indogermanenthesen aus der Zeit vor 1933 persönlichen Schaden durch verstärkte äußere Anpassung zu minimieren oder ganz von sich abzuwenden, gehörte außer den schon genannten Halb- oder eher schon Dreiviertelpalinodien und seinem vergleichsweise spät erfolgten Parteibeitritt („Parteianwärter“ 1938, „Parteigenosse“ 1939) offenkundig auch der programmatische Aufsatz in „Wörter und Sachen“. Da Güntert in seiner Jugend für die typisch „junggrammatische“ rekonstruktive („Hardcore“-)Indogermanistik wenig Begabung gezeigt und sich deshalb schon bald religionshistorischen Studien zugewandt hatte (vgl. Lincoln, 179-181), werden ihn die gehässigen Äußerungen gegenüber der traditionellen Art, Indogermanistik zu betreiben, freilich ebensowenig wie seine antisemitischen Ausfälle große Überwindung gekostet haben.

NB I: Der NS-Charakter des Güntertschen Grundsatzartikels in „Wörter und Sachen“ kommt durchaus zum Ausdruck in seinen Erwähnungen bei (den Nichtindogermanisten) Hutton, *Linguistics and the Third Reich*, 39f.; Steven P. Remy, *“We are no longer the university of the liberal age:” The Humanities and National Socialism at Heidelberg*, in: Wolfgang Bialas and Anson Rabinbach (Hg.), *Nazi Germany and the Humanities*, Oxford, Oneworld 2007, 21-49, hier 33; Lincoln, 198; Hausmann, *Die Geisteswissenschaften im „Dritten Reich“*, 501-502 (mit Lit.). Demgegenüber faßte der Grazer Indogermanist Fritz Lochner von Hüttenbach seinen Inhalt wie folgt zusammen: *In den einleitenden Bemerkungen des Bandes 19 von Hermann Güntert ist zu lesen, daß das Gesamtgebiet der Indogermanistik gepflegt werden sollte, einzelne Realien sollten zurücktreten, besonderer Wert möge auch auf die Erforschung der sprachlichen Minderheiten gelegt werden, kein Gebiet der Sprachforschung sei grundsätzlich auszuschließen* (Die Grazer Schule - Meringer und Schuchardt, in: Klaus Beitzl und Isac Chiva (Hg.), Eva Kausel (Red.), *Wörter und Sachen. Österreichische und deutsche Beiträge zur Ethnographie und Dialektologie Frankreichs. Ein französisch-deutsch-österreichisches Projekt. Referate des 3. Internationalen Symposions des Instituts für Gegenwartsvolkskunde der Österreichischen Akademie der Wissenschaften vom 18. bis 21. September 1988 in Eisenstadt (Burgenland)*, Wien, Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften 1992 (ÖAW, Philosophisch-historische Klasse, Sitzungsberichte 586; Mitteilungen des Instituts für Gegenwartsvolkskunde 20), 61-84, hier 70; frz. Version: *L'école de Graz. Meringer et Schuchardt, in: Mots et choses de l'ethnographie de la France. Regards allemands et autrichiens sur la France rurale dans*

les années 30. Essais réunis par Klaus Beitzl, Christian Bromberger et Isac Chiva, Paris, Éditions de la Maison des sciences de l'homme 1997, 31-49, hier 38).

NB II: Zu Wilhelm von Humboldts irrationalem Schwelgen im (NB von Güntert selbst ja strikt abgelehnten!) „Pathos klassizistischer Griechenbegeisterung“ und seinem „Ethno-Helleno-Zentrismus“ vgl. etwa Stefan Rebenich, Wilhelm von Humboldt oder: Die Entstehung des Bürgertums aus dem Geiste der Antike, in: Applied Classics. Comparisons, Constructs, Controversies. Edited by Angelos Chaniotis / Annika Kuhn / Christina Kuhn, Stuttgart, Franz Steiner 2009 (HABES = Heidelberger Althistorische Beiträge und Epigraphische Studien 46), 97-118; Jürgen Trabant, Humboldt, eine Fußnote? Wilhelm von Humboldt als Gründergestalt der modernen Altertumswissenschaft, in: Die modernen Väter der Antike. Die Entwicklung der Altertumswissenschaften an Akademie und Universität im Berlin des 19. Jahrhunderts. Herausgegeben von Annette M. Baertschi und Colin G. King, Berlin / New York, de Gruyter 2009 (Transformationen der Antike 3), 25-43; vgl. hier auch 37f. zur irrationalen Humboldtschen Lehre, daß die Sprache „der Geist einer Nation“ bzw. „der Odem, die Seele der Nation selbst“ sei – just auf diese wollte sich Güntert hier wohl beziehen; diese ermöglichte dann etwa Aussagen wie die, daß die Deutschen das einzige *gemütliche* Volk auf Erden seien, weil der Terminus *gemütlich* kein Äquivalent in anderen Sprachen habe.

Zum Irrationalismus von Jacob Grimm vgl. v.a. Klaus von See, Die Göttinger Sieben. Kritik einer Legende. 3., erweiterte Auflage, Heidelberg, Winter 2000, 80-89, 97-99 (85f.: Grimm bewußter Plagiator des dänischen (Mit-)Begründer der Indogermanistik Rasmus Rask!); folgt man von See, so haben die Nationalsozialisten Jacob Grimm durchaus zu Recht als einen ihrer Vordenker betrachtet, vgl. auch Wilhelm Schoof, Volk und Rasse bei Jacob Grimm, Rasse (Monatsschrift für den Nordischen Gedanken) 8, Heft 6, 1941, 265-268 (267: „Deshalb bedauerte er, als in dem Kurfürstentum Hessen [...] 1816 den Juden staatsbürgerliche Rechte eingeräumt wurden, diesen Schritt und fand es verständlich, daß die Volksstimmung sich in Judenverfolgungen Luft machte“).

Güntert hat in seinem programmatischen Aufsatz vermutlich Bezug auf einen im Frühjahr 1937 vom damals wohl bedeutendsten deutschen Indogermanisten, Eduard Hermann (1869-1950), publizierten Grundsatzartikel genommen, der zu Unrecht im Ruf einer maximalen oder jedenfalls größeren Angepaßtheit an die NS-Ideologie steht: Was hat die indogermanische Sprachwissenschaft dem Nationalsozialismus zu bieten?, Göttingische Gelehrte Anzeigen 199/2-3, 1937, 49-59.

Dieser Aufsatz beginnt mit einem eher bedrohlich wirkenden Szenario: „Heute klopft in Deutschland an das Tor jeder Wissenschaft der Nationalsozialismus und fragt: was hast du mir zu bieten?“ Und „fast könnte es so scheinen, als ob [die indogermanische Sprachwissenschaft] [...] sich gern in sich abkapselt und einem für das deutsche Volk unfruchtbaren Intellektualismus verfällt“. Aber Hermann macht den Indogermanistenkollegen dann anders als Güntert nur den Vorwurf, ihr Licht unter den Scheffel gestellt zu haben: „Mit einem solchen Urteil würde man der Indogermanistik schwer unrecht tun. Woher stammt denn der Begriff Indogermanen, woher stammt der Gedanke, uns als Arier zu bezeichnen, mit einem Namen, den im Altertum die Inder und Iranier geführt haben, wenn nicht aus der indogermanischen Sprachwissenschaft?“ [Dies notabene ein Argument zugunsten der Indogermanistik, das der als NS-Gegner geltende Schweizer Indogermanist Albert Debrunner schon 1934 in Indogermanische Forschungen 52, 149-151 vorgebracht hatte und demgemäß hier schwerlich unerwähnt bleiben konnte.]

Im folgenden werden dann 8-10 Gebiete angeführt, auf denen sich „die Indogermanistik im jetzigen Deutschland“ angeblich als „eine recht nützliche, ja unentbehrliche Wissenschaft“ zu erweisen vermag:

1. „Die Indogermanistik ist ein *Universitätsfach*, eine Wissenschaft in der *universitas litterarum*“ (???; hätten die Nationalsozialisten sie als solche(s) abgeschafft, so wäre sie dies eben nicht mehr gewesen); allerdings, die „Indogermanisten selber [...] haben es versäumt, der nationalsozialistischen Regierung die dringende Notwendigkeit sprachwissenschaftlicher Ausbildung der Philologen immer wieder von neuem nachdrücklichst vorzuführen“.
2. Sie ermöglicht ein (besseres) „Verständnis für die östlichen Nachbarn Deutschlands“ (sc. „die Balten und Slaven“), das eine „Notwendigkeit“ für die Deutschen darstelle (!!!).
3. Sie beschäftigt sich auch „mit den kleinen und kleinsten indogermanischen Sprachen“, und „in unruhigen Zeiten [...] schwillt der Bedarf an Kennern kleiner Sprachen stark an. Hier ist der Indogermanist mit seinen vielseitigen Sprachkenntnissen sehr gesucht“ (???; keine konkreten Beispiele; der typische Indogermanist weiß in der Regel besser über Lykisch, Phrygisch oder Messapisch als etwa über das Neugriechische Bescheid).
4. Sie fördert die Mehrsprachigkeit (???; siehe die Anekdote von den beiden nicht zu wechselseitiger Kommunikation befähigten führenden Indogermanisten Antoine Meillet und Carl Darling Buck, aufgezeichnet in: George S. Lane, *Indo-European Studies*: “Voilà, c’est la difficulté”, in: *First Person Singular. Papers from the Conference on an Oral Archive for the History of American Linguistics* (Charlotte, N.C., 9-10 March 1979), edited by Boyd H. Davis and Raymond K. O’Cain, Amsterdam, Benjamins 1980 (*Amsterdam Studies in the Theory and History of Linguistic Science, Series III, Volume 21*), 145-152, hier 149: „When Meillet visited this country, Buck was delegated to fetch him from Chicago’s train station. Though the two had never met, they soon recognized each other. Comfortably ensconced in a taxi, Buck, whom Lane calls “the most silent man ever to come out of Maine,” turned to Meillet and asked if he spoke English. The answer: “Non.” Then did he speak German? “Non.” A pity, remarked Buck in French, for he himself did not speak French. “Oui,” responded Meillet; the remainder of the ride to the University took place in silence“).
5. Sie hilft bei der „Erforschung der in jeder Sprache beschlossenen Weltauffassung“ (???; dieser Humboldtianismus lag der Indogermanistik vielmehr seit jeher fern!). Hier fällt dann auch als Beispiel just die Exklusivität des deutschen Wortes *gemütlich*. Am Ende dieses Abschnitts heißt es dann freilich ohnedies bescheiden: „Die vereinten Kräfte der Germanisten und Indogermanisten werden dann allmählich die schwierige Frage nach dem Wesen der deutschen Sprache und dem Zusammenhang mit dem deutschen Volkscharakter zu lösen versuchen können“).
6. Sie fördert die Erforschung der (sc. deutschen) Mundarten (???; eher die der altgriechischen Dialekte!).
7. Sie produziert „Herleitungen der Wörter unserer Sprache“.
8. „Eins der nationalsozialistischen wissenschaftlichen Hochziele ist die Erforschung der Rassen und in Zusammenhang damit *der Heimat der Germanen und Indogermanen*. In der *Heimatfrage hat der Indogermanist an erster Stelle mitzuarbeiten*; ihn kann hier niemand ersetzen. [...] Die Tatsache, daß das Deutsche mit einer ganzen Zahl von Sprachen bis zum Indischen hin verwandt ist, daß aber hierzu das Hebräische, die Sprache der Bibel, nicht gehört, hat 1816 sicher festgestellt der erste Indogermanist: Franz Bopp. [...] [1871] wurde auf Grund des Buchennamens von einem Sprachphilosophen [NB: Lazarus Geiger mosaischer Konfession!] Deutschland für die Wiege der Indogermanen erklärt [...] Die Frage nach der Urheimat der Germanen und Indogermanen ist heute in

Deutschland in den Brennpunkt des öffentlichen Interesses gerückt worden. Vorgeschichte und Rassenkunde sind dabei in den Vordergrund getreten. *Ohne den Indogermanisten aber sind diese Fragen nicht lösbar.*“

[9./10.] „Probleme der Sprachgestaltung in der Technik usw., der Sprachreinigung u.a.“ (???)

Wie man sieht, wären die unter den Punkten 1-4, 6, 7, 9, 10 erwähnten angeblichen Eigenschaften bzw. Aktivitäten der Indogermanistik auch jeder anderen als einer nationalsozialistischen deutschen Regierung mindestens ebensoviel (oder eher geradesowenig) von Nutzen gewesen wie dem Nationalsozialismus; gleichzeitig hat sich Eduard Hermann auch nicht gescheut, der Indogermanistik in diesem Aufsatz Aufgabengebiete und Inhalte zuzuschreiben, die für diese seit jeher ganz untypisch gewesen sind (2, 4, 5, 6, 9, 10). Andererseits wird die Exklusion des Semitischen zwar zweimal (zunächst indirekt und dann direkt) erwähnt, doch brachte Hermann es augenscheinlich nicht über sich, die Trennung der semitischen von den indogermanischen Sprachen als ein weiteres oder gar größtes Verdienst der Indogermanistik anzupreisen, wie es für einen überzeugten Nationalsozialisten auf der Hand gelegen hätte.

Was die Frage der „Urheimat“ anlangt, so versucht Hermann offenbar eine Entelechie zu suggerieren, die schlußendlich zu einem Konsens in der Indogermanistik führen würde, daß die „Urheimat“ *nicht östlich (oder südlich) von Deutschland* zu lokalisieren sei. Dabei mußte Hermann natürlich sehr gut wissen, daß es eine solche Entelechie nicht gab, und gerade erst das einschlägige Büchlein Günterts aus dem Jahr 1934 in bezug auf die Urheimatsfrage dem Nationalsozialismus nicht nur nichts geboten, sondern dessen Interessen sogar geschadet hatte.

Während Güntert 1938 die bei ihm nur indirekt gestellte Frage *Was hat die (sc. traditionelle) indogermanische Sprachwissenschaft dem Nationalsozialismus zu bieten?* ganz wahrheitsgemäß ziemlich offen gleichsam mit *Nichts!* beantwortet und dabei – wohl nicht zuletzt aus dem Bestreben heraus, die eigene Haut durch weitestgehende Anbiederung an die Nazis zu retten – den Standpunkt eines überzeugten Nationalsozialisten einnimmt, scheint Hermann die nationalsozialistischen Adressaten seines Aufsatzes nach dem oben Gesagten vielmehr mit tatsächlich unzutreffenden Behauptungen zugunsten seines eigenen Faches täuschen und übertölpeln zu wollen; dabei macht er diesen seinen Lesern in bezug auf sprachliche Form und Inhalt nicht einmal wesentliche Konzessionen – es gibt anders als bei Güntert keine persönliche positive Bewertung der Beschäftigung mit Rassenfragen und auch keine antisemitischen Ausfälle –, und mit der indirekten positiven Erwähnung eines jüdischen Gelehrten (Lazarus Geiger) hat er den Nazis unter seinen Lesern sogar – zweifellos mit Absicht – einen veritablen Streich gespielt. Eduard Hermann ist demnach den Nationalsozialisten ganz offenkundig mit einer beträchtlichen inneren Distanz und auch zumindest einer gewissen Verachtung und Herablassung gegenübergestanden; er wollte mit seinem Aufsatz offenbar nicht den Nationalsozialismus unterstützen, sondern diesen vielmehr zugunsten der Indogermanistik instrumentalisieren, wobei der Göttinger Emeritus wohl zuvörderst eine Nachbesetzung seines eigenen bisherigen Lehrstuhls erreichen wollte, und in der Tat wurde sein (sehbehinderter und später erblindeter) Schüler Wolfgang Krause noch im selben Jahr von Königsberg aus auf sein Göttinger Ordinariat berufen. Der von Hermann geäußerte sanfte Tadel seiner Indogermanistenkollegen wegen mangelnder Öffentlichkeitsarbeit war augenscheinlich nur diplomatisch-taktischer Natur – andernfalls wäre ja indirekt (auch) den Nationalsozialisten die Schuld an einer laut Hermann ja tatsächlich unverdient geringen Würdigung der Indogermanistik in der breiteren Öffentlichkeit zugeschoben worden.

Obwohl eine sorgsame philologische Analyse von Hermanns Text gewiß zu der oben gegebenen Einschätzung führen muß, ist eine derartige Hermann (und die Indogermanistik in ihrer Gesamtheit) entlastende Deutung erst vor wenigen Jahren durch Clemens Knobloch in seiner Monographie „Volkhafte Sprachforschung“ aus dem Jahr 2005 vorgelegt worden, vgl. dort insbes. 188f.: „Aber in einer strikt fachpolitischen Publikation baut Hermann darauf, dass die Fachleute wissen und die Wissenschaftspolitiker leicht hinters Licht geführt werden können: *Sie* müssen schließlich nicht alles wissen. [...] Jeder, der dem Nord-Mythos schmeichelt, wird auf angemessene Weise in Anspruch genommen. Wer Hermanns späte Akademie- und Fachpublikationen kennt, die aufgeschlossen, strukturalistisch und modern sind, der wird kaum daran zweifeln, dass hier jemand die Fachgeschichte resonanztaktisch aufbereitet, um das akademische Überleben der Indogermanistik in schwerer Zeit zu sichern.“

Vgl. für die generelle Notwendigkeit, in Publikationen, die unter dem Nationalsozialismus erschienen sind, zwischen den Zeilen zu lesen, und nicht jede Veröffentlichung aus dieser Zeit in ahistorischer Weise „als direkte Spiegelung der Gedanken des Autors“ zu werten, etwa noch die vorzügliche philologische Analyse von Texten des konservativen, NS-feindlichen Bildungswissenschaftlers Theodor Litt (1880-1962) aus der NS-Zeit durch Carsten Heinze, *Die Pädagogik an der Universität Leipzig in der Zeit des Nationalsozialismus 1933-1945*, Bad Heilbrunn/Obb., Julius Klinkhardt 2001, 178-182.

Daß Hermanns Distanz zum Nationalsozialismus bedeutend gewesen sein muß, lehrt im übrigen nicht nur ein Vergleich mit Günterts programmatischem Aufsatz von 1938, sondern auch ein solcher mit einem ähnlichen Rechtfertigungsaufsatz eines Althistorikers, der, wie wir wissen, tatsächlich überzeugter Nationalsozialist und Rassist gewesen ist: gemeint ist des Österreichers Franz Miltner Erguß *Die deutsche Aufgabe der Altertumswissenschaft*, Deutschlands Erneuerung 25,1, 1941, 2-11. Vgl. zu Miltner jetzt grundlegend Martina Pesditschek, Franz Miltner (1901–1959), in: Gunnar Brands und Martin Maischberger (Hg.), *Lebensbilder. Klassische Archäologen und der Nationalsozialismus*, Band 1, Rahden/Westf., Leidorf 2012 (Menschen – Kulturen – Traditionen, Studien aus den Forschungsclustern des Deutschen Archäologischen Instituts; Forschungscluster 5: Geschichte des Deutschen Archäologischen Instituts im 20. Jahrhundert, Band 2,1), 177-191; hier 190f. Hinweis auf den Umstand, daß Miltner auch noch nach 1945 ganz unverhüllt rassistische Auffassungen vertrat; so argumentierte er auch noch nach seiner „Entnazifizierung“ dahingehend, daß „dem Menschen der nordischen Rasse“ „im Grundsätzlichen [...] der Weltherrschaftsgedanke ursprünglich vollkommen fremd“ gewesen sei (1952) und „reine Semiten“ grundsätzlich und immer eine „Abneigung gegenüber dem Meere“ gezeigt hätten (1953).

Bei Miltner ist nun zunächst bloß die Rede von einer

1. „Bedeutung der Altertumswissenschaft in bezug auf den *völkischen* Fragenkreis“;
2. wird dann als „das zweite zweckforscherisch ausgerichtete Arbeitsgebiet der Altertumswissenschaft“ „das *rassenkundliche*“ genannt, und
3. wird schließlich der Altertumswissenschaft Kompetenz in bezug auf „die Frage nach dem grundsätzlichen Verhältnis von Reich und Imperium, von Reich und Volk und nicht zuletzt von Weltherrschaft und Volk“ zuerkannt. [NB: Für Schachermeyr und Miltner waren Imperium und Weltherrschaft „unarische“ und überhaupt negativ besetzte Begriffe, weil deren Realisierung in ihren Augen unweigerlich Rassenmischung zur Folge haben mußte.]

Das Verhalten von Hermann Güntert und Eduard Hermann während der NS-Zeit war für Indogermanistik-Ordinarien eher untypisch. Wohl eine Mehrzahl unter ihnen versuchte einfach nicht weiter aufzufallen. Für Indogermanisten, die von den Nationalsozialisten schon wegen ihrer „nicht arischen“ Herkunft und/oder wegen unliebsamer politischer Tätigkeit während der Weimarer Republik selektiert worden waren, gab es den Ausweg nunmehriger politischer Unauffälligkeit (meistens) nicht.

Tödlicher Nationalsozialismus: Zwei Indogermanisten jüdischer Herkunft als NS-Opfer

Hermann Jacobsohn (1879-27.4.1933)

Lit.: Utz Maas, Verfolgung und Auswanderung deutschsprachiger Sprachforscher 1933-1945, 344-347;
in: Konvent der Philipps-Universität Marburg (Hg.), Die Philipps-Universität Marburg im Nationalsozialismus. Veranstaltungen der Universität zum 50. Jahrestag des Kriegsendes 8. Mai 1995, Marburg 1996 die folgenden drei Beiträge: Helmut Schaller, Zum 8. Mai 1995, 157-159 (zu J. als Slavisten); Harald Maier-Metz, Hermann Jacobsohn – sein Leben, 161-167; Michael Job, Hermann Jacobsohn – sein Werk, 169-172;
nur die letzten zwei sind überarbeitet wiederabgedruckt in dem bei Maas erwähnten, der gesamten Familie von J. gewidmeten Sammelband Ruth Verroen, Waltraud Burger und Richard Stumm (Hg.), Leben Sie? Die Geschichte der deutsch-jüdischen Familie Jacobsohn, Marburg 2000 (Schriften der Universitätsbibliothek Marburg 95) (nämlich 56-81 bzw. 82-88); vgl. hier v.a. auch noch Waltraud Burger, Hermann Jacobsohns Schriften, 89-93;
Hans Jörg Hennecke, Wilhelm Röpke. Ein Leben in der Brandung, Stuttgart, Schäffer-Poeschel 2005, passim;
Frederick Jagust, Paul Jacobsthal (1880–1957), in: Gunnar Brands und Martin Maischberger (Hg.), Lebensbilder. Klassische Archäologen und der Nationalsozialismus, Band 1, Rahden/Westf., Leidorf 2012 (Menschen – Kulturen – Traditionen, Studien aus den Forschungsclustern des Deutschen Archäologischen Instituts; Forschungscluster 5: Geschichte des Deutschen Archäologischen Instituts im 20. Jahrhundert, Band 2,1), 65-74, hier 70.

J. war einer der bedeutendsten Indogermanisten seiner Zeit. In besonderem Maße lesenswert und inspirierend sind auch noch heute seine Arbeiten zur homerischen Sprache einschließlich und im Anschluß an seine Habilschrift von 1908 über den „Aoristtypus *alto* und die Aspiration bei Homer“ (die hier von J. vertretene These, der Autor von Ilias und Odyssee sei kein Ionier aus Kleinasien gewesen, sondern habe selbst einen weiter westlich gesprochenen ionischen Dialekt zum eigenen Idiom gehabt, hat sich als ausgesprochen zukunftssträchtig erwiesen) und zur idg. Nominalmorphologie (insbesondere jene zu den Nominalkomposita). Seine seinerzeit bahnbrechende Monographie von 1922 „Arier und Ugrofinnen“ (Nachdruck mit Nachwort 1980), die Frucht seiner Tätigkeit als Dolmetscher für Kriegsgefangene (verschiedenster Zunge) aus dem Russischen Reich während des I. Weltkriegs, blieb für viele Dekaden die maßgebliche Publikation zu den indoiranischen Lehnwörtern im Finnougrischen (erst seit kurzem sozusagen verdrängt durch Hartmut Katz, Studien zu den älteren indoiranischen Lehnwörtern in den uralischen Sprachen, Heidelberg 2003, aus dem Nachlaß herausgegebene Habilschrift aus dem Jahr 1986).

J. verurteilte als ein typischer grammatikorientierter Indogermanist Spekulationen über eine „nordische Rasse“ sowie idealistische Versuche, von einem angeblichen besonderen Sprachcharakter des Deutschen auf einen besonderen Volkscharakter der Deutschen zu schließen. Stärker als andere Indogermanisten seiner Zeit zog er Parallelen aus nichtindogermanischen Sprachen zum Vergleich heran und betätigte sich somit auch schon als Sprachtypologe.

Ein Schüler von Wilhelm Schulze (Berlin) und Jacob Wackernagel (damals Göttingen), war J. nach seiner 1904 in Göttingen erfolgten Promotion zunächst in München als Assistent am dort betriebenen Projekt *Thesaurus Linguae Latinae* tätig – in dieser Zeit war er offenbar eng mit dem späteren Indogermanisten und Indoiranisten Herman Lommel befreundet (vgl. Herman Lommel, Studien über Indogermanische Femininbildungen, Inaugural-Dissertation [...] Georg - August - Universität zu Göttingen, Göttingen 1912, [82 =] Lebenslauf), der ihm später einen ambivalenten Nachruf widmen sollte – und folgte nach seiner 1908 erfolgten Habilitation 1911 dem Ruf auf ein Extraordinariat an der Universität Marburg, an der er in der Folge 1919 zum Ordinarius ernannt wurde und dann auch den Rest seines Lebens tätig blieb.

Nominell zeit seines Lebens mosaischer Konfession, ehelichte J. 1905 eine Protestantin. Obwohl die Elternhäuser beider Brautleute als aufgeklärt und weltoffen beschrieben werden, hatte die Verbindung insbesondere Widerstände von seiten der Familie des Bräutigams zu überwinden. Margarethe J., geborene Flemming, war auch später eine überaus couragierte Persönlichkeit: sie half nach 1933 zahlreichen Juden, wurde deshalb noch Ende 1944 denunziert und entging damals nur mit viel Glück der Deportation in ein KZ.

J. selbst war durchaus ein politischer Kopf. Nach Ausrufung der Republik trat er der DDP bei, einer eher linksliberalen Partei, die sich als eine von ganz wenigen Parteien überhaupt eindeutig zu den Prinzipien von Republik und Demokratie bekannte und dementsprechend gegen Ende der Weimarer Republik der völligen Bedeutungslosigkeit anheimfiel. Zeichnet sein Biograph Meier-Metz J. in Übereinstimmung mit dieser Parteizugehörigkeit eher als einen Linksliberalen, so erklären ihn Bernfried Schlerath, ein weiterer (Kurz-)Biograph, und Maas zum „aufgeklärten“ Konservativen. Tatsächlich hat sich J. auch nach 1918 wiederholt in patriotischem Sinn geäußert, und der Vater von vier ungetauften Kindern publizierte wiederholt in der protestantischen Zeitschrift *Christliche Welt*. Dort gab er 1924 unter dem Pseudonym *Fabius* seiner Hoffnung Ausdruck, daß wenn schon nicht die bürgerliche Intelligenz, so doch „der einfache Bürger und der Landmann auf dem Felde“ darauf hören werde, „wenn man ihm von dem lebendigen Jesus, von der Verpflichtung gegen den lebendigen Jesus redet“; „nationales Denken“ sollte für J. „von den Grundwahrheiten ethischer und religiöser Weltanschauung“ „durchströmt“ sein. Sein einziger Duzfreund unter den Marburger Professoren war trotz dessen fachlicher Nähe und trotz dessen Pazifismus nicht etwa der „gebürtige“ Indogermanist und nunmehrige Semitist Albrecht Götze, sondern der um 20 Jahre jüngere Parteifreund und offenbar einstige Schüler Wilhelm Röpke (1899-1966). Dieser Wirtschaftswissenschaftler, später einer der Väter der „Sozialen Marktwirtschaft“ und Berater Ludwig Erhards, vertrat schon vor 1933 eine Weltanschauung, die am besten vielleicht als „internationalkonservativ“ bezeichnet wird. J. hat auf Röpke augenscheinlich einen großen Einfluß ausgeübt, siehe Hennecke, 33 (J. laut Röpke ein „aufrechter Charakter von seltenem Format“), 89 (Röpkes öffentliches Auftreten gegen den Antisemitismus an der Universität Marburg „offenbar inspiriert durch seinen Freund J.“).

Bereits am 26. April 1933 wurde J. und dem „reinen Arier“ Röpke Mitteilung von einem Telegramm aus dem Berliner Kultusministerium des Inhalts gemacht, daß *bis zur*

*endgültigen entscheidung aufgrund des beamtengesetz [...] mit sofortiger wirkung unter entbindung von allen universitätsverpflichtungen aber mit voller weiterbezahlung der bezüge beurlaubt [werden] die professoren röpke und jacobsohn, die „Beurlaubung“ J.s erfolgte evidentermaßen (jedenfalls formal) wegen seiner politischen Tätigkeit für die DDP und nicht etwa wegen seiner „rassischen Herkunft“. Röpke emigrierte in der Folge in die Türkei und dann in die Schweiz, J., der schon während des I. Weltkriegs zu Depressionen geneigt hatte, warf sich einen Tag später vor einen Zug. Eine Grabrede hielt neben Röpke auch der befreundete Archäologenkollege jüdischer Herkunft Paul Jacobsthal (1880-1957), der zunächst noch nicht „beurlaubt“ worden war, „ein Umstand, der wohl seiner politisch ‘neutralen’ Haltung geschuldet war“, die ihm auch das Ablegen des Treueeides auf Hitler gestattete; über Jacobsohns Freitod und dessen Begräbnis berichtete er „lakonisch an Beazley: *Mein Kollege, der auch Ihnen bekannte Linguist Jacobsohn hat sich, da seine Nerven dieser eisernen Zeit nicht standhielten, in der Verzweiflung über seinen Abbau auf Grund des Beamten-Gesetzes das Leben genommen. Ich war in seiner Heimat zur Beisetzung*“ (Jagust 70).*

Im auch später noch keineswegs gleichgeschalteten bibliographischen Organ der internationalen Indogermanischen Gesellschaft „Indogermanisches Jahrbuch“ erschien tatsächlich noch ein von Herman[n] Lommel (1885-1968) verfaßter Nachruf auf J., der freilich „mit textsortenuntypisch kritischen Bewertungen unterlegt war“; „Lommels Nachruf erwähnte weder den Freitod Jacobsohns noch die Umstände, die dazu geführt hatten. Er charakterisiert Jacobsohn als einen kenntnisreichen, aber pedantischen Positivisten mit unzugänglichem Schreibstil, hält ihm allerdings seine „treue Heimatverbundenheit“ und sein „deutsch-bewußt[es] Auftreten“ gegen Antoine Meillet zugute. Laut Ehlers, *Der Wille zur Relevanz*, 160 ist es „schwierig abzuschätzen, ob sich Lommels zwiespältige „Kritik und Wertschätzung des anders gearteten Freundes“ nur aus unterschiedlicher fachlicher Positionierung oder auch aus antisemitischen Motiven speiste“.

Lommel war tatsächlich ein „gebürtiger“ Indogermanist, der sich dann aber zunehmend religionswissenschaftlichen Fragestellungen zuwandte. In seiner Jugend war er zweifellos eher links gestanden und hatte 1919 in der sozialdemokratischen „Volksstimme“ einen Aufsatz mit dem Titel „Freiheit, die ich meine“ veröffentlicht. Während der NS-Zeit verhielt er sich dann – vielleicht auch nur zwecks opportunistischer „Wiedergutmachung“ – in seinen Formulierungen anpassender als Eduard Hermann; davon zeugen nicht nur sein Nachruf auf den jüdischen Freund seiner Jugend, sondern insbesondere auch die beiden populärwissenschaftlichen Werke „Die alten Arier. Von Art und Adel ihrer Götter“ (von 1935) und „Der arische Kriegsgott“ (von 1939); dieser beiden Monographien wegen wird er heute bisweilen unter die NS-Indologen eingereiht, vgl. etwa Tobias Hübinette, *Positions* 15,2, 2007, 412. Noch nach 1945 begründete er seine Ablehnung der Laryngalthorie ganz irrational so: „Insbesondere ein Gott ist nie in Formeln zu fassen [...] Ein Gott ist immer göttlich. Und [...] ist es nicht die Sprache auch?“ (Bernfried Schlerath, *Das geschenkte Leben. Erinnerungen und Briefe*, Dettelbach, Röhl 2000, 156f.) Eben nach 1945 gab er sich seinem Schüler Schlerath gegenüber offenbar als strikter NS-Gegner aus, und dieser hat in der Folge Lommels Selbstdarstellung unkritisch übernommen (Schlerath, *Das geschenkte Leben*, 198; ebenso Schleraths Schüler Stefan Zimmer, *Journal of Mithraic Studies* 3, 1980, 228).

Norbert Jokl (1877-Mai 1942)

Lit.: Maas 350-352;

bei Maas nicht erwähnt u.a.:

Ronald Zwanziger, Norbert Jokl – Albanologe und Bibliothekar. Zur 40. Wiederkehr seines Todestages, *Biblos* 31, 1982, 243-250;

Gerd Simon, Tödlicher Bücherwahn. Der letzte Wiener Universitätsrektor im 3. Reich und der Tod seines Kollegen Norbert JOKL, <<http://homepages.uni-tuebingen.de/gerd.simon/buecherwahn.pdf>>;

Mechthild Yvon, Der jüdische Albanologe Norbert Jokl und seine Bibliothek. Spielball zwischen Begehrlichkeit und akademischer Solidarität?, in: Murray G. Hall, Christina Köstner, Margot Werner (Hg.), *Geraubte Bücher. Die Österreichische Nationalbibliothek stellt sich ihrer NS-Vergangenheit*, Wien 2004, 104-117;

Albert Ramaj, Jüdischer Albanologe: Norbert Jokl, *G2W–Glaube in der 2. Welt (Ökumenisches Forum für Religion und Gesellschaft in Ost und West)* 35,2, 2007, 24f. (= <<http://david.juden.at/kulturzeitschrift/70-75/73-ramaj3.htm>>);

Ehlers, *Der Wille zur Relevanz*, 161f.;

Irene Maria Leitner, "Bis an die Grenzen des Möglichen": Der Dekan Viktor Christian und seine Handlungsspielräume an der Philosophischen Fakultät 1938–1943, in: Mitchell G. Ash, Wolfram Nieß, Ramon Pils (Hg.), *Geisteswissenschaften im Nationalsozialismus. Das Beispiel der Universität Wien*, Göttingen 2010, 49-77, bes. 56, 64.

J. gilt als der bedeutendste Albanologe seiner Zeit und überhaupt als Pionier auf dem Gebiet der Albanologie, allerdings ist erst unlängst moniert worden, daß auch er (notabene geradeso wie sein deutlich überschätzter akademischer Lehrer Paul Kretschmer) eher nur Wörterbuch-Etymologie betrieben und konkret nicht zunächst die zu seiner Zeit schon zugänglich gemachten ältesten Sprachdenkmäler des Albanischen philologisch erschlossen und dann sprachhistorisch ausgewertet hat (Stefan Schumacher, *International Journal of Diachronic Linguistics and Linguistic Reconstruction* 4,2, 2007, 210f.). J.s sich selbst gestellte Lebensaufgabe, Gustav Meyers (1850-1900) „Etymologisches Wörterbuch der albanesischen Sprache“ (Strassburg 1891) zu ersetzen oder zu ergänzen, mußte unvollendet bleiben; sein mit vielen Korrekturen und Ergänzungen versehenes persönliches Handexemplar dieses Werkes ist verschollen (siehe Yvon). Demgemäß ist J.s publiziertes Werk vom Standpunkt der heutigen Indogermanistik aus gesehen mittlerweile weitgehend doch nur mehr von wissenschaftshistorischem Interesse.

J. entstammte einer jüdischen Kaufmannsfamilie aus Südmähren, er studierte zunächst Jus und dann Sprachwissenschaft und schloß beide Studien 1901 bzw. 1908 summa cum laude ab. Seit seinem ersten Studienabschluß war er – bis zu seiner Zwangspensionierung aus rassistischen Gründen bald nach dem „Anschluß“ – als Bibliothekar an der Wiener Universitätsbibliothek tätig. Erst nach seiner Promotion 1908 brachte er sich selbst erste Kenntnisse über das Albanische bei; 1913 erhielt er dann schon die *venia* für „Indogermanische Sprachwissenschaft mit besonderer Berücksichtigung des Albanesischen, Baltischen und Slavischen“, 1923 den Titel eines a.o. Professors und noch 1937 (aus Anlaß seines 60. Geburtstags) den Titel „Hofrat“.

J.s albanologische Tätigkeit fand auch bald internationale Anerkennung. Seit den 1920er Jahren betreute er im 1913 gegründeten bibliographischen Organ der internationalen Indogermanischen Gesellschaft „Indogermanisches Jahrbuch“ regelmäßig und kontinuierlich die Sektion „Albanisch“; diese Tätigkeit endete dann erst 1940 auf

Betreiben des Herausgebers Walter Porzig, der seinerseits zuvor von Walther Wüst dazu veranlaßt worden war, endlich „für eine einwandfreie Haltung des Indogermanischen Jahrbuches Sorge zu tragen“ (Ehlers, Der Wille zur Relevanz, 160f.). 1937 reiste er zum ersten und einzigen Mal nach Albanien, wo ihm damals für seine Verdienste um Albanien der „Skanderbeg-Orden“ verliehen wurde.

Der Jungeselle J. hielt sich auch von der Politik völlig fern und scheint sich nur seinem Beruf, in Sonderheit der Wissenschaft, und dem Aufbau seiner eigenen Privatbibliothek gewidmet zu haben. Letztere erfuhr eine dramatische Erweiterung, als J. 1933 den albanologischen Teil der gewaltigen Privatbibliothek des ungarischen Paläontologen (in Sonderheit Dinosaurierforschers) und Albanien-Kenners Franz Baron Nopcza (1877-1933) erbte (Ramaj); dieser hatte zunächst seinen albanischen Sekretär und Geliebten erschossen und sich dann selbst entleibt.

Nach seiner zwangsweisen Versetzung in den Ruhestand im Frühjahr 1938 durfte J. seine beiden früheren Arbeitsstätten, die Wiener Universitätsbibliothek und das Indogermanische Seminar, nicht mehr betreten; sein ehemaliger Schüler Georg Renatus Solta besuchte ihn aber in den folgenden vier Jahren (anders als die Professoren Kretschmer und Havers, die mit ihm offenbar weitestgehend nur brieflich verkehrten) regelmäßig in seiner Wohnung und brachte ihm dabei Bücher aus den ihm nunmehr unzugänglichen Bibliotheken; auch erlaubte ihm offenbar der Dekan der Philosophischen Fakultät, der Orientalist, ehemalige „Illegale“, SS-Hauptsturmführer und Leiter einer „Ahnenerbe“-Abteilung „Lehr- und Forschungsstätte für den Vorderen Orient“ Viktor Christian (1885-1963), die Benutzung des „altorientalischen Zimmers“ an dem von ihm geleiteten Institut für Orientalistik in der Berggasse.

Eben selbiger SS-Mann Christian, der auch sonst immer wieder Juden gegenüber spontan Entgegenkommen zu zeigen schien (siehe Pesditschek, Barbar, Kreter, Arier, 132 mit Lit.; Simon, 24f.; Leitner, passim), empfahl J. des weiteren, einen Antrag auf „gnadenweise Gleichstellung mit Mischlingen ersten Grades“ zu stellen; auf diese Weise wollte er (so in einem Brief an den „Ahnenerbe“-Präsidenten Walther Wüst) J. „der wissenschaftlichen Tätigkeit erhalten“. Diesem Gesuch wurde aber nicht entsprochen; in Sonderheit scheint ein auf Bitte von Christian hin verfaßtes Gutachten über J. von J.s Lehrer Paul Kretschmer bei dem als weiteren Befürworter des Gesuchs ins Auge gefaßten Wüst eine negative Reaktion hervorgerufen zu haben. In einem einschlägigen Brief Wüsts an Christian vom 18. 10. 1939 heißt es: *insbesondere beim Durchlesen des Gutachtens, welches in der Angelegenheit Jokl von Herrn Hofrat Kretschmer erstattet worden ist, kommt mir doch zu Bewusstsein, dass die gesamte Angelegenheit, wie auch Herr Kollege Kretschmer andeutet, ihre besonderen Hintergründe hat, die es mir als SS-Führer erschweren, das Kretschmersche Gutachten so ohne weiteres zu unterzeichnen. Insbesondere ist mir aufgrund des Gutachtens nicht klar, zu welchem Zwecke es benutzt werden soll.*

Der Professor emeritus Kretschmer scheint seinem ehemaligen Schüler Jokl eher recht distanziert gegenübergestanden zu sein; „engere, wenn nicht sogar freundschaftliche Beziehungen“ (Yvon) unterhielt Kretschmer hingegen offenbar mit Christian selbst sowie dessen NS-Vertrauten Fritz Knoll (Rektor der Universität Wien 1938/1939-1943) und Arthur Marchet (Dozentenbundführer der Universität Wien; dieser hatte eine Befürwortung von J.s Ansuchen allerdings abgelehnt).

J. drohte nach der Ablehnung dieses seines Gesuches grundsätzlich das Schicksal der Deportation in ein KZ. Seine nunmehrigen Versuche, in die USA zu emigrieren, scheiterten; im Hinblick auf sein Alter von 64 Jahren war er augenscheinlich auf keinen US-Lehrstuhl mehr zu vermitteln. „Es charakterisiert die damalige Situation, daß einer seiner Helfer (L. Mises) ihm als einzige Chance riet, sich ein Interesse an seiner Emigration in die USA mit der Offerte seiner reichhaltigen Bibliothek zu erkaufen, mit der zusammen man ihn wohl in Kauf nehmen würde“ (Maas). Der Ratschlag des berühmten Nationalökonomen lief offenbar auf eine Veräußerung der Privatbibliothek hinaus; eine solche kam für J. aber augenscheinlich nicht in Frage. (Dies erinnert an das Verhalten von Egon Friedell, der im Angesicht des „Anschlusses“ Wien jedenfalls laut eigenem Bekunden wegen seiner umfänglichen Privatbibliothek nicht verlassen wollte und schließlich den Freitod einer „Abholung“ durch die Nazis vorzog; vgl. Peter Haage, Der Partylöwe, der nur Bücher fraß. Egon Friedell und sein Kreis, Hamburg/Düsseldorf, Claassen 1971, 124, 127; N. N., 16. März 1938, in: Egon Friedell. Schriftsteller – Schriftspieler, Wien, Löcker 2003, 215-225, 218f.)

Zuletzt verblieb als einzige Hoffnung die Möglichkeit einer Ausreise in das seit April 1939 vom faschistischen Italien annektierte Albanien, das ihm 1941 auf eine Vermittlung von J.s italienischem Kollegen Carlo Tagliavini hin eine Anstellung als „Organisator der Bibliotheken Albanien“ offerierte. J.s Bemühungen um eine Ausreisegenehmigung für dieses Land war aber nicht förderlich, daß er auch dorthin zusammen mit seiner Bibliothek übersiedeln wollte und zu diesem Zweck das albanische Unterrichtsministerium als Erben seiner Bibliothek für seinen Todesfall einsetzte.

Schon im Februar 1941 war J. ganz konkret von einer Deportation nach Polen bedroht. Damals konnte Kretschmer Verhaftung und Abtransport aber offenbar mit Hilfe von Christians NS-Seilschaft abwenden, und J. durfte sogar auch weiter in seiner angestammten Wohnung in der Neustiftgasse (im 7. Bezirk) bleiben und mußte nicht in einen von jenen drei Wiener Bezirken (2., 19., 20.) übersiedeln, die die Nationalsozialisten für die (noch) nicht deportierten Juden Wiens als deren ausschließliche Wohngebiete vorgesehen hatten.

Als J. aber ca. ein Jahr später abermals auf die Liste der nach Polen zu deportierenden Juden gesetzt worden war, vermochte ihm Christian als nunmehrige „lame duck“ nicht mehr zu helfen. Dieser hatte sich im Herbst 1941 darum bemüht, die jüdische Schwiegermutter eines ehemaligen Kollegen an der Universität Wien, dem er sich persönlich besonders verpflichtet fühlte, vor dem Abtransport in ein Vernichtungslager zu bewahren, und damit nach allgemeinem NS-Empfinden seine Kompetenzen bei weitem überschritten. Zu diesem Zeitpunkt noch von einem Parteiverfahren ungewissen Ausgangs bedroht, hätte sich Christian mit einem abermaligen Eintreten zugunsten einer jüdischen Persönlichkeit vermutlich selbst in erhöhte Gefahr gebracht, und ein solches hätte nunmehr auch kaum Aussicht auf Erfolg gehabt. Nach Gerd Simons Vermutung hat Christian sich aber damals zumindest auch deshalb nicht engagiert, weil er selbst gradeso wie J. von einer Art „Bücherwahn“ besessen gewesen sei und ihn die Aussicht fasziniert habe, J.s so wertvolle Bibliothek könnte zu einem Teil seiner eigenen Institutsbibliothek oder jedenfalls der Wiener Universitätsbibliothek gemacht werden.

Auch eine letzte Intervention von J.s Schüler Georg Renatus Solta bei dessen ehemaligem Schulkollegen Ernst Kaltenbrunner, einem SS-Gruppenführer, blieb erfolglos.

Jokl wurde offenbar am 2. März 1942 verhaftet und am 6. Mai 1942 nach Polen abtransportiert. Auf dem Transport kam er unter nicht näher geklärten Umständen ums Leben. Ob Jokl selbst den Tod gesucht hat oder er gleichsam an gebrochenem Herzen oder als Folge von äußeren Mißhandlungen gestorben ist, es ist evident, daß schon mit der Entscheidung für die Deportation und die Trennung von seiner Privatbibliothek de facto ein Todesurteil über Jokl verhängt worden war.

Bald nach seiner Verhaftung setzte das Feilschen um die Zuteilung von Jokls Bibliothek ein, und Christians Einfluß war damals so gering, daß sie schlußendlich an die Wiener Nationalbibliothek ging, wo sich ihre Teile – soweit mittlerweile nicht verschollen – entgegen Jokls mutmaßlicher seinerzeitiger Verfügung auch heute noch befinden.

Und noch zwei prominente Indogermanisten als NSDAP-Mitglieder:

Walter Porzig (1895-1961)

Lit.: Walter Porzig 1895-1961, Würdigung durch die Philosophische Fakultät der Johannes Gutenberg-Universität Mainz (enthält: Andreas Thierfelder, Worte des Gedenkens und der Freundschaft, 7-17; Helmut Humbach, Würdigung des wissenschaftlichen Werkes, 18-27; Wolfgang Benzing, Walter Porzig. Verzeichnis seiner Schriften, 28-47); Gerd Simon, Wider die Utzmaasereien in der Sprachwissenschaftsgeschichtsschreibung, Zeitschrift für germanistische Linguistik 18, 1990, 84 („nach 1945 interniert (in Darmstadt), arbeitete dann bis zu seiner Entnazifizierung in einer Sperrholzfabrik in Andernach, deren Besitzer er es seiner Einschätzung zufolge zu verdanken hatte, daß er später nur als Mitläufer eingestuft wurde. In dieser Zeit schreibt er übrigens „Das Wunder der Sprache“. Im 2. Weltkrieg 5 Jahre als Hauptmann in Norwegen aktiv, erklärt er nach dem Kriege, daß er eigentlich sein Leben lang „Antimilitarist“ gewesen sei. P. gehörte zu den Wissenschaftlern, die es sich leisten konnten, ihre Veröffentlichungen frei von Nazismen zu halten“); Joachim Lerchenmüller, Gerd Simon, Im Vorfeld des Massenmords. Germanistik im 2. Weltkrieg. Katalog zur Ausstellung, 2. Auflage, Tübingen 1997, 114f. („Der Entnazifizierungsfall Walter Porzig“); Roberto Gusmani, Incontri Linguistici 28, 2005, 199 (P. einfach weltfremd); Ehlers, passim, v.a. 158-165; Christine Römer, Walter Porzig: Sprache – Politik – Soziales, in: Reinhard Hahn, Angelika Pöthe (Hg.), „... und was hat es für Kämpfe gegeben.“ Studien zur Geschichte der Germanistik an der Universität Jena, Heidelberg, Winter 2010, 215-227.

Vom Sonderfall Karl Hoffmann abgesehen, war P. gewiß der beste Grammatiker unter den NS-Indogermanisten (wenngleich er von der „Hochleistungsindogermanistik“ eines Karl Hoffmann und Jochem Schindler noch immer Lichtjahre entfernt war), sodaß er in seinen Veröffentlichungen zu NS-typischen Aussagen auch kaum Gelegenheit fand, und vom Sonderfall Walther Wüst abgesehen, war P. gewiß der fanatischste und überzeugteste Nazi unter allen Indogermanisten. Seine Nazi-Umtriebe in Bern wurden Anlaß eines „Professorenaustauschs“ Debrunner/Jena – P./Bern => Debrunner/Bern –

P./Jena im Jahr 1935. Später war er der einzige Vertrauensmann der Nazis im Hinblick auf eine Gleichschaltung und „Entjudung“ der Periodika „Indogermanische Forschungen“ und „Indogermanisches Jahrbuch“ (Ehlers). Anders als etwa der Nazi Fritz Schachermeyr ließ er sich nach Ausbruch des II. Weltkriegs nicht etwa unabhkömmlichstellen, sondern diente als Hauptmann und Major; er tat dies freilich im vergleichsweise friedlichen Norwegen bzw. auf der Insel Kos und nicht etwa an der Ostfront – insoferne ist P. tatsächlich „Antimilitarist“ gewesen, wie er nach 1945 behauptete. Zu Kriegsende führte er als Kommandant ein „Volkssturmbataillon“. Nach Entlassung, Internierung und Tätigkeit als Arbeiter in einer Sperrholzfabrik wurde er 1949 als bloßer „Mitläufer“ eingestuft, und das mit folgender Begründung: *„Er machte in der Spruchkammersitzung den Eindruck eines offenen, wahrheitsliebenden, sozial empfindenden, reichlich weltfremden Universitätsprofessors, der in seiner Harmlosigkeit sogar die Judenpogrome als [sic] eine spontane Kundgebung des Volkes hielt, die von der nationalsozialistischen Regierung nicht gebilligt worden wäre“*. Als Folge dieser Beurteilung wurde P. nicht entmündigt, sondern wieder als Professor auf Studierende losgelassen, und zwar als mittelbarer Nachfolger des Nazi Specht an der notorischen Alt-Nazi-Universität Mainz von 1951 bis zur Emeritierung 1960. 1956/7 war er Dekan und wirkte auch dabei als „strenger Hüter und Sachwalter akademischer Ordnungen“; als Altdekan war er „das Gewissen der Fakultät“. Dabei vertrat er augenscheinlich ganz offen seine alten Ansichten und lehnte mit bemerkenswerter Konsequenz das Christentum sowie die Regierung Adenauer als „zu zaghaft“ und „letztem Einsatz ausweichend“ „leidenschaftlich“ ab (Thierfelder). Die Grundlage für diese seine Weltsicht hatte nach eigenem Bekunden eine jugendliche Lektüre von Gobineau und Chamberlain (und nicht etwa eine solche von Brugmann und Delbrück) gelegt (Römer).

Franz Specht (1888-1949)

Lit.: Kurt Wagner, Nachruf auf Franz Specht, Jahrbuch der Akademie der Wissenschaften und der Literatur Mainz 1, 1950, 121-132; [Paul Thieme], Franz Specht, Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung 69,3/4, 1951, 129-132; Bernfried Schlerath, Franz Specht, Kratylos 1,2, 1956, 184f.; Bernfried Schlerath, Franz Specht in dieser Zeitschrift, Zeitschrift für Vergleichende Sprachforschung 100, 1987, 207-218; Bernfried Schlerath, Das geschenkte Leben. Erinnerungen und Briefe, Dettelbach 2000, 145-149, 155, 157, 163f., 166 („Specht hatte ebenfalls nur einen promoviert: einen pensionierten Pfarrer [...], der über den aussterbenden litauischen Dialekt seines Heimatdorfes seine Dissertation geschrieben hat“); Bernard Mees, The Science of the Swastika, Budapest - New York 2008, 217-219, 222, 251; Wolfgang Kaufmann, Das Dritte Reich und Tibet. Die Heimat des „östlichen Hakenkreuzes“ im Blickfeld der nationalsozialisten, Ludwigsfelde 2009, 356, 850; Ehlers, Der Wille zur Relevanz, 99; Martin Miller, Otto Wilhelm von Vacano (1910–1997), in: Gunnar Brands und Martin Maischberger (Hg.), Lebensbilder. Klassische Archäologen und der Nationalsozialismus, Band 1, Rahden/Westf., Leidorf 2012 (Menschen – Kulturen – Traditionen, Studien aus den Forschungsclustern des Deutschen Archäologischen Instituts; Forschungscluster 5: Geschichte des Deutschen Archäologischen Instituts im 20. Jahrhundert, Band 2,1), 237-252, hier 250.

Als Schüler Wilhelm Schulzes verfügte Sp. über eine sehr gute philologische Kompetenz v.a. auf den Gebieten des Altgriechischen und des Baltischen; seine Arbeiten erwähnen interessante Formen und weisen auf interessante Probleme hin und können somit auch noch heute anregend wirken; seine eigenen (vielfach hochspekulativen) Lösungen, die

Sp. in strikter Opposition zum zukunftsweisenden Werk Benvenistes vorgelegt hat, sind aber heute weitestgehend nur mehr von wissenschaftshistorischem Interesse. Der Versuch einer Ehrenrettung durch seinen de facto einzigen Schüler Bernfried Schlerath ist gescheitert, man vgl. in Schleraths Aufsatz übrigens die einander doch wohl widersprechenden Aussagen „Die ausgedehnte tägliche Textlektüre [...] bewahrte Specht davor, sich in abstrakte Spekulationen zu verlieren“ (216) und „er scheute sich auch nicht, über die letzterreichbare Rekonstruktion hinaus zu spekulieren“ (217). Hochspekulativ (und zeitgeistbedingt) waren nicht zuletzt auch Sp.s Versuche, „die idg. Sprache als Ausdruck einer Denkart, als ‚Spiegelbild der idg. Kultur‘“ (so Paul Thieme in seinem Nachruf) erscheinen zu lassen und bestimmte sprachliche Erscheinungen den Trägern bestimmter archäologischer Kulturen zuzuweisen.

Die Stationen seiner professionellen Karriere waren: 1923-1937 ohne Habilitation o. Prof. in Halle; 1937-1943 Breslau; 1943-1945 Berlin (dort nach der Befreiung wegen seiner NSDAP-Mitgliedschaft durch Wissmann ersetzt); 1946-1949 Mainz. Aus Kurt Wagners Nachruf folgt, ein von Sp. (sc. nicht als Habilschrift eingereichtes) 1922 veröffentlichtes „zweites Buch“ (neben der Diss.) mit dem Titel „Die Sprache und ihr Ursprung“ habe ihm das Ordinariat in Halle eingetragen; dieses schmale, eher „nicht in wissenschaftlichem Stil, sondern volkstümlich geschrieben“e Bändchen (so die Verlagswerbung S.127 für ein weiteres Buch seines wirklichen Verfassers über „Die Schrift und ihre Entwicklung“) stammte aber tatsächlich aus der Feder eines „Dr. Fritz Specht“, der laut Vorwort ein Schüler von Johannes Schmidt und nicht von Wilhelm Schulze gewesen ist und der im Verlag von Franz (!) Schulze vor 1921 des weiteren noch „Das Gedächtnis und die Gedächtniskunst“, „Deutsche Redekunst“ und „Der Briefsteller für alle Lebenslagen“ („Aus dem Inhalt. I. Was ist ein Brief? II. Musterbriefe. [...] D. Darlehen. E. Geschäftsbriefe. F. Mahnverfahren. [...] L. Liebesbriefe. M. Briefe literarischen Inhalts“) veröffentlicht hat; Sp.s erste Berufung beruhte also offenbar auf einem Irrtum, den Sp. im übrigen später offenbar nie berichtigt hat.

Ein Nazi der ersten Stunde war Sp. nicht; wie Eduard Hermann trat er 1933 vielmehr bloß dem „Stahlhelm“ bei, aber anders als bei Hermann erfolgte schließlich am 1.2.1940 eine Aufnahme in die NSDAP. Es ist gut denkbar, daß dieser vergleichsweise späte Schritt wie bei Güntert ebenfalls v.a. aus Opportunismus erfolgt ist – Sp. hatte die Leiche seiner irrümlichen ersten Berufung im Keller, war offenbar auch ein akademischer Lehrer ohne Erfolg, und strebte doch zweifellos den Berliner Lehrstuhl seines akademischen Lehrers Wilhelm Schulze an. Auch benötigte er Unterstützung für die Publikation eines von ihm seit 1932 geplanten *opus maximum*, das schließlich 1944 tatsächlich unter dem Titel „Der Ursprung der Indogermanischen Deklination“ erschien. 1941 beantragte der nunmehrige Pg. Sp. eine Druckkostenunterstützung für dieses Buch mit der Begründung, man gewinne durch das Werk „eine Vorstellung von der Denkweise des indogermanischen Menschen“ und es sei „auch für die ursprüngliche Denkweise des nordischen Menschen von Bedeutung“, und fand auf diese Weise auch wirklich die Unterstützung von Wüst (Mees, 217f., Ehlers).

Spätestens seit seiner Aufnahme in die Partei scheute sich Sp. auch nicht, in an ein breiteres Publikum gerichteten Publikationen explizit totalitär und rassistisch zu argumentieren. Sein Aufsatz „Die indogermanische Familie und der Unsterblichkeitsgedanke“ (erschieden in „Deutschlands Erneuerung“, damals „Zeitschrift des Nationalsozialistischen Deutschen Dozentenbundes“, 25,1, Januar 1941, 11-20) schließt wie folgt: „Dieses alte indogermanische Gedankengut [sc. „der Ewigkeit der Sippe“] ist im Nationalsozialismus wieder zu neuem Leben erweckt worden in der Einrichtung des Erbhofes [...] und in der vertieften Auffassung vom Wesen der Gemeinschaft, wo der Einzelne wenig bedeutet und nur ein dienendes Glied in einer langen

Kette ist. Ewig bleibt allein die Sippe und ihr Nachruhm. An die Stelle dieser kleinsten politischen Gemeinschaft aus indogermanischer Zeit, der Großfamilie, ist heute das gesamte deutsche Volk getreten, das in einem unvergleichlichen Heldenkampfe sich „unvergänglichen Ruhm“ erwirbt als das ewige Deutschland.“ Und in seiner schmalen Akademieschrift „Die Ausbreitung der Indogermanen“ von 1944 weist Sp. gleich zu Beginn auf die Bedeutung der „Rassenkunde“ für die Lösung der Urheimatfrage hin und bezeichnet die Germanen als „die echtsten Indogermanen“, die demgemäß „auch die indogermanische Sprache treu bewahrt haben [müssen]“ (28; hier folgt nun auch noch eine indirekte Spitze gegen Güntert, den einstigen Rivalen im Kampf um den Lehrstuhl in Berlin: „Das bemerke ich deshalb, weil oft Stimmen laut geworden sind, die behauptet haben, das Germanische sei bereits eine Mischsprache, wobei man mit Vorliebe auf die germanische Lautverschiebung zu verweisen pflegt. Von derartigen Behauptungen bleibt nichts übrig“). Wie recht hatte also Sp.s Schüler Schlerath, daß sein verehrter Lehrer „immer die sprachlichen Beobachtungen in einen geistesgeschichtlichen Zusammenhang bringen“ und „Historiker sein“ wollte! (Zeitschrift für Vergleichende Sprachforschung 100, 1987, 216.) Eben 1944 hielt er auch Vorträge an der Erzieherakademie der Adolf-Hitler-Schulen auf der Ordensburg Sonthofen; nach der Befreiung attestierte er dann dem an dieser wirkenden Klassischen Archäologen Otto Wilhelm von Vacano (1910-1997), einem jedenfalls bis 1945 überzeugten Nationalsozialisten, wohl wider besseres Wissen und rein aus Gefälligkeit, „auch in Sonthofen teilweise gegen die Lehren der Partei Stellung bezogen“ zu haben (Martin Miller, 250).

